

10. Briefe aus Neuseeland

von F. A. Krull.

(Im Auszuge mitgetheilt von Ernst Doll.)

Herr F. A. Krull, geboren im J. 1836 zu Neubrandenburg, bildete sich auf der Handelsschule in Gotha für den kaufmännischen Stand aus, und nachdem er einige Jahre in Havre de Grace conditionirt, beschloß er, durch sehr günstige Aussichten dazu bestimmt, mit seinem Freunde H. (einem jungen Frankfurter) sich nach Wellington auf Neuseeland überzusiedeln und dort eine Handlung zu etabliren. Beide Freunde schifften sich am 18. Sept. vorigen Jahres zu London auf einem schwedischen Schiffe, dem Aequator, ein und hatten das Glück, nicht bloß eine sehr gute Reisegesellschaft zu finden, sondern auch die langwierige Fahrt um das Cap der guten Hoffnung nach Neuseeland schnell und ohne ungünstige Zwischenfälle zurückzulegen.

Bei seiner Abreise aus der Vaterstadt hat ich den mir nahe verwandten F. Krull, uns recht ausführliche Berichte aus Neuseeland über dortige Zustände und Verhältnisse zukommen zu lassen. Er hat diese Bitte erfüllt, und die Berichte liegen jetzt in einer Reihe an seine Mutter gerichteter Briefe vor mir. Dieselben sind so anspruchslos und doch so lebendig geschrieben, und geben ein so vielseitiges und anschauliches Bild der dortigen Zustände, — welches um so mehr festgehalten zu werden verdient, da dieselben bei der schnellen Entwicklung der Colonie vielleicht schon binnen wenigen Jahren zu den gänzlich verschollenen gehören werden, — daß der Inhalt dieser Briefe mit Recht auch wohl in weiteren Kreisen Interesse erwecken dürfte. Namentlich glaube ich, so weit ich die Mitglieder unseres Vereins kenne, daß dies in unserem Kreise der Fall sein dürfte, und daher erlaube ich mir einmal ausnahmsweise über die für den Inhalt des Archivs durch die Statuten gezogenen Gränzen hinauszugehen, indem ich als Anhang zu diesem Jahresheste in dem Nachfolgenden einige Auszüge aus den Briefen unseres jungen Landsmannes mittheile, für welche kein anderes Blatt mir seine Spalten öffnen wollte. Ich muß dabei aber um Entschuldigung bitten, falls ich bei

den von mir in Klammern eingeschalteten botanischen Namen nicht immer das Rechte getroffen haben sollte. Denn leider ist F. R. in den Naturwissenschaften sehr wenig bewandert, und daher lassen nach dieser Richtung hin seine Berichte noch Manches zu wünschen übrig.

Neubrandenburg den 21. Sept. 1859.

E. Boll.

Wellington den 27. Jan. 1859.

„Ein günstiger Wind brachte uns der Cooksstraße und unserer neuen Heimath schnell näher, die wir denn auch am Morgen des 15. Jan. in weiter Ferne erblickten. Es war der Schnee des etwa 9000' hohen Berges Egmont, der sich zuerst unseren Blicken zeigte, und gegen Sonnenuntergang lagen dieser Berg und ein ansehnlicher Theil der nördlichen Insel in ihrer ganzen Pracht vor uns. Am nächsten Morgen aber trat Windstille ein, und wir blieben den ganzen Tag über nur fünf engl. Meilen vom Lande entfernt liegen. Es war ein herrlicher Tag, der erste wirklich warme und schöne, seit wir das Cap verlassen. Wir konnten aus dieser Entfernung das schöne Land so recht überblicken: ein Gebirge thürmte sich in 7 bis 8 allmählig immer höher ansteigenden Stufen vor uns auf und bot mit seinem in der Sonne blendend erglänzenden Schnee einen herrlichen Anblick dar. Zwei kleine, grüne Papageien, — die einzige hier lebende Art dieser Gattung, — kamen zu uns an Bord, doch versuchten wir vergebens, sie zu fangen. — Am 17. sprang zwar ein Wind auf, aber nicht zu unseren Gunsten, denn wir wurden der südlichen Insel zugetrieben. An den beiden folgenden Tagen rückten wir in der Cooksstraße nur langsam durch Laviren vorwärts, und unsere Ungeduld, Wellington zu erreichen, steigerte sich immer mehr: nur eine Landspitze brauchten wir zu umsegeln, und wir wären dort ge-

wesen, aber mit dem starken Westwinde war es unmöglich, dies auszuführen. Ueberdies trat am 19. um vier Uhr Nachmittags ein dicker Nebel ein, der unsere Lage in der schmalen Meeresstraße, in welcher wir dem Lande und manchen einzeln stehenden Felsklippen so nahe waren, sehr bedenklich machte, und mit Bedauern steuerten wir dem offenen Meere wieder zu. Am nächsten Morgen um 11 Uhr zerstreute sich jedoch der Nebel, und ein günstiger Wind brachte uns Abends 6 Uhr um die bewußte Landspitze herum. Wir waren jetzt nur noch wenige (engl.) Meilen vom Eingange des Hafens, Port Nicholson genannt, entfernt und der Lootse war schon an Bord, als der Wind abermals umsprang, und uns zwang, 2 M. vor dem Hafeneingange Anker zu werfen. So nahe dem Ziel, konnten wir doch das ersuchte Land nicht erreichen! Am 20. trat Windstille ein, und wir hatten Muße, die in ihrer Wildniß bezaubernd schöne vor uns liegende Insel zu betrachten; überall sah man von derselben Rauchwolken aufsteigen, die von den Waldbränden herrührten, welche durch die Farmer, um ihr Land urbar zu machen, veranlaßt waren: diese Feuer machten namentlich bei Abend einen herrlichen Effect. — Der Lootse hatte Blumen mit an Bord gebracht, und wir begrüßten diese Erzeugnisse der neuen Heimath mit der herzlichsten Freude; es waren dies zwar unsere europäischen Fuchsien, Pelargonien, Rosen und Iris, — aber von einer Farbenpracht, wie ich sie nie bei uns gesehen zu haben mich erinnerte; vielleicht aber täuschte mich mein Auge hierin, da ich des Anblicks der Blumen so lange entbehrt hatte. — Erst am 22. um 11 Uhr sprang wieder ein günstiger Wind auf. Mit

welcher Eile halfen wir nicht den Matrosen die Anker lichten, und mit welcher Spannung standen dann H. und ich am Vordertheil des Schiffes, um den ersten Blick auf die Stadt zu werfen, die jetzt unsere neue Heimath werden sollte! Wir laufen ein in die enge Bucht, ein herrlicher Hafen, 8 engl. M. lang und 4 M. breit, liegt vor uns, eingeschlossen von hohen Bergen, hinter denen sich terrassenförmig wieder Berge und Berge bis zum ewigen Schnee hin aufthürmen. Ganz im Osten erblicken wir Wellington, welches sich über eine Meile lang am Ufer hinzieht; wir waren erstaunt, — so groß hatten wir es uns nicht gedacht.

Um 3 Uhr fiel die Ankerkette und wenige Minuten später betraten wir die Stadt. In derselben herrschte reges Leben, denn sie feierte grade ihren 19ten Stiftungstag, denn es war im J. 1840 daß hier die erste Ansiedelung geschah und jetzt wohnen hier schon mehr als 7000 Europäer. Die Häuser waren mit Fahnen geschmückt, von der Citadelle wurde geschossen, und Wettrennen und Regatten waren veranstaltet. Die Häuser sind alle von Holz und nur einstöckig, was der Stadt ein dorfsartiges Ansehn verleiht; sie sind sehr einfach gebauet, da man früher bei kostspieligerer Bauart durch die häufigen Erdbeben oft harte Verluste gehabt hat, und daher existirt denn jetzt hier und in der Umgegend kein einziges steinerne Haus. Die meisten Häuser besitzen nur 4 Zimmer, mit Einschluß der Küche, und eine Veranda vor der Thüre, auch in der Regel ein kleines Gärtchen dabei: dies giebt eben der Stadt eine so große Ausdehnung. Eingeborne (Maori's, wie sie selbst sich nennen,) leben hier nur un-

gefähr 200; von den Sitten derselben später mehr, jetzt kenne ich sie noch zu wenig. Ihr Aeußeres ist schön und einnehmend, namentlich bei den Männern; die Weiber dagegen machten mit ihrer entsetzlichen Unreinlichkeit und der Pfeife im Munde einen widerlichen Eindruck auf mich. Tätowirt sind sie alle mit vielem Geschmack, nur die Kinder nicht, und so wird dieser Schmuck bei der künftigen Generation verschwinden. Manche Eingeborne sieht man in europäischer Tracht, die meisten tragen indeß statt aller Kleidung nur eine rothe oder weiße Flanelldecke. Gegenwärtig sind sie im Inneren der Insel versammelt, um sich einen gemeinschaftlichen König zu wählen.

Wir gingen am Abende nach Beendigung der Festlichkeiten in ein Hotel, welches aber trotzdem, daß es den ersten Rang hier einnahm, nur ein mittelmäßiges Wirthshaus ist. Für Nachtquartier, Frühstück, Mittag und Abendbrod mußten wir jeder 15 Schill. engl. (oder 5 Thlr. pr. C.) zahlen und waren nicht wenig erstaunt hierüber, sollten aber bald noch mehr Gelegenheit haben, uns über hiesige Preise zu verwundern. — Am Sonntag Morgen (den 23.) besuchten wir die englische Kirche, die übrige Zeit des Tages aber waren wir des beständigen Regens wegen an das Hotel gefesselt; allein es war auch dort ganz interessant, da wir eine heitere Gesellschaft weit gereiseter Herren trafen, die mit dem Dampfschiff von Auckland gekommen waren. Diese erzählten viel von Neuholland und Indien, jeder erklärte aber Neuseeland für ein besseres Land.

Am Montag war es nun unsere Absicht sofort ein kleines Haus zu miethen, um so schnell als möglich hier

heimisch zu werden. Wir besahen eine kleine elende Cottage mit drei Zimmern und Küche in einem abgelegenen Theile der Stadt; die Wände waren weder tapeziert noch bemalt, und doch verlangte man 1 £. Sterl. ($6\frac{2}{3}$ Thlr.) wöchentliche Miete dafür. Eine zweite Wohnung, die wir in Augenschein nahmen, sollte noch 1 Thlr. mehr kosten. Da dachten wir an Kaufen, aber die Preise von 600 und 800 £. Sterl. schreckten uns zurück. Alle Dinge sind hier sehr theuer, wegen des aus Mangel an arbeitenden Kräften so hohen Arbeitslohnes. Der Handel aber ist hier sehr stark und durch bedeutende Häuser vertreten, namentlich giebt es hier mehrere sehr reiche Juden, die den Platz seit einer Reihe von Jahren ausbeuten, und durch ihr Geld den Handel in ihren Händen gleichsam monopolisirt haben. In dieser einzigen Beziehung haben wir uns in Wellington getäuscht: wir glaubten nicht eine so starke Concurrenz zu finden, und hielten den Lebensunterhalt nicht für so theuer, wie er es in der That ist. Unter diesen Umständen haben wir vorläufig, bis wir ein passendes Haus finden, unsere Wohnung in einem Boarding and lodging house genommen, wo wir für Wohnung und Beköstigung wöchentlich 10 Thlr. zahlen. Unsere ganze Bagage haben wir in das Custom house (Zollhaus) setzen lassen, und daher auch die Anzeige von unserem Etablissement einstweilen noch verschoben.

Die Entwicklung dieser englischen Colonie schreitet sehr rasch vorwärts, und sie geht ohne Zweifel einer glänzenden Zukunft entgegen. Die Schönheit der hiesigen Natur, namentlich der Vegetation, hat fast in allen Punkten unseren Erwartungen entsprochen; Wellington soll aber

leider derjenige Ort auf der Insel sein, der vom Wetter am wenigsten begünstigt ist.

Den 25. Februar.

Wir leben hier in unserem Boarding house noch immer ganz angenehm, zumal da es an interessanter Gesellschaft nicht fehlt. Zwei unserer Mitbewohner sind in fast allen englischen Colonien gewesen, die sie seit zehn Jahren zu ihrem Vergnügen bereisen. Sie sind wissenschaftlich gebildete Männer, und scheinen eiferige Naturforscher zu sein, denn sie führen ein ganzes Laboratorium mit sich; sie haben sich bereits mit dem von der Novara in Auckland zurückgelassenen Dr. Hochstetter in Verbindung gesetzt und vieles mit ihm ausgetauscht. — Da wir nun, bevor wir hier in unseren bestimmten Wirkungskreis eintreten, unsere Freiheit noch etwas benutzen wollten, um die Umgebungen Wellingtons näher kennen zu lernen, namentlich aber auch die Eingebornen, die unser Interesse so sehr erregten, so beschloßen wir einen Ausflug in das Innere der Insel zu machen, wo jene noch ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten haben. Dieser Plan wurde am 4. Febr. ausgeführt. Wir mietheten 5 Pferde und 2 Eingeborne, ein Paar junge, kräftige Kerle, die genug Englisch verstanden, um sich mit uns unterhalten zu können. Das fünfte Pferd diente als Packpferd; einige Kleidungsstücke, meine wollene Decke, einige Flaschen Wein und Branntwein, Taback, Cigarren, Thonpfeifen und kleine Spielsachen wurden mitgenommen. Kaum war am 4. die Sonne aufgegangen, so stampften auch schon unsere Pferde mir ihren wilden Führern vor der Thüre. Wir hingen unsere Doppelflinten um, befestigten unsere geladenen Revolver am

Sattel, und von dannen ging es im gestreckten Galopp. Unsere Führer, von angenehmen Aeußeren, herrlich tätowirt, hatten statt aller Bekleidung eine schmutzige weiße Decke um den Nacken gehangen, was ihnen ein gewisses beduinenartiges Ansehen gab. Wir schlugen den Weg nach dem sich von S. nach N. erstreckenden Thale Wairarapa ein, und gelangten bald nach Hutt, einem kleinen Städtchen von 2000 Europäern und vielleicht ebenso vielen Eingebornen, welches Wellington gerade gegenüber an der entgegengesetzten Seite des Hafens liegt. Ein nicht (wenigstens nicht für größere Fahrzeuge,) schiffbarer Fluß durchströmt das Hutt-Thal, und macht es zu einem der schönsten und reichsten Districte der ganzen Provinz Wellington. Fast alles Land ist hier bebauet, die Wälder niedergebrannt und die Wurzeln größtentheils ausgerodet, dennoch aber sieht man hier, wie auch noch in der nächsten Umgebung von Wellington, weil das Ausroden des hohen Arbeitslohns wegen so kostspielig ist, eine große Menge abgestorbener Baumstämme stehen, was der Gegend, namentlich beim Mondenschein, einen merkwürdig wilden Anblick verleiht. Der Wald, hier Busch genannt, ist von unbeschreiblicher Schönheit. Er besteht aus herrlichen, hohen Bäumen, bedeckt mit dem frischesten grünen Laube, dessen Blätter auch nicht im Entferntesten denen unserer europäischen Bäume gleichen. Bis zu den höchsten Wipfeln klimmt ein üppiges Schlinggewächs (*Metrosideros tomentosa* Rich?), dessen Tausende karminrother Blüthen durch die grünen Blätter schimmern; es schlingt sich von Baum zu Baum, und ist so kräftig und stark, daß es nicht möglich ist ohne Art ein solches Dickicht zu durchdringen.

Unter und zwischen diesen hohen Bäumen wuchern in schönster Pracht die Perlen des Waldes, die Farne, in einer von mir nie gesehenen Frische und Höhe. ¹ Eine sehr gewöhnliche Art (*Dicksonia squarrosa?*) gleicht den Palmen sehr: ihr schlanker, zweigloser Stamm ist 20 bis 50' hoch und von der Dicke eines Manneskopfes. Dieser Baum, der von einem Schlinggewächse umrankt ist, dessen Blüthen denen unserer Myrthen gleichen, ist den Farmern und Eingebornen von dem größten Nutzen: ersteren dient er zur Einfriedigung ihrer Ländereien, letzteren zum Bauen der Hütten. — Diese herrliche Waldscene ist durch Tausende von Vögeln belebt. Ein kleiner grüner, sehr langschwänziger Papagei mit rothem Häubchen, und blauen Federn an den Flügeln ist hier der gewöhnlichste Vogel, den wir zu Tausenden um uns herum hüpfen und schwärmen sahen; aber auch viele sehr schön besiederte Singvögel ließen sich hören.

Manche einsame Farm, manches Dorf der Eingebornen passirten wir, ohne ihre Hütten zu besichtigen, da sie hier schon zu europäisch geworden sind, und wir uns den Besuch auf eine entlegenere Gegend für den folgenden Tag aufsparen wollten. Unsere Führer erzählten uns die Geschichte eines jeden Tribus, durch welchen uns der Weg führte, welche Kriege zwischen ihnen stattgefunden, wie unter diesem oder jenen Baum noch vor 25 Jahren Gefangene geschlachtet wären, und welche blutige Rache dann

1. Diese Pflanzenfamilie ist in Neuseeland sehr reich vertreten, denn man kennt von dort schon c. 150 Arten, zu denen z. B. *Pteris esculenta* (mit essbarer Wurzel) und *Cyathea medullaris* (mit essbarem Mark) gehören. — E. B.

die Häuptlinge dafür wieder genommen hätten. Jeder Tribus besteht aus ungefähr 150—200 Köpfen. Kamen wir durch ein Dorf, so liefen die Leute aus ihren Hütten herbei, begrüßten uns herzlich, und boten uns zu essen und zu trinken an. Unsere Flinten und Revolver schienen ihnen besonders in die Augen zu stechen und sie boten uns für einen der letzteren bis zu 20 L. Sterl., da aber auf den Verkauf von Waffen an die Eingebornen eine harte Strafe gesetzt ist, so ließen wir uns natürlich in diesen Handel nicht ein.

Nach einem Ritte von 40 engl. Meilen war ich so müde, daß ich nicht weiter konnte, und es wurde daher Nachmittags 3 Uhr beschlossen Halt zu machen und die Nacht hier im Freien zuzubringen, obgleich wir noch ein nicht fernes Gasthaus hätten erreichen können. Ein schöner Platz wurde ausgewählt, mit der Art schafften wir uns unter einem Baum freien Raum und hier wurde unser Lager aufgeschlagen; unsere Pferde ließen wir auf einem anderen Platze grasen. Während H. und ich Feuer anzündeten, gingen unsere Führer aus um irgend einen Vogel zum Abendessen zu erlegen, und da es mit ihrer Rückkehr etwas zögerte, so fingen wir schon an zu fürchten, daß sie sich mit unseren Flinten und Pferden davongemacht haben könnten, als plötzlich ein Schuß fiel und der freudige Ausruf kapai (gut!) erschallte. Wenige Minuten darauf kamen denn auch unsere wilden Freunde mit einem großen Truthahn und freudestrahlendem Gesichte zurück zum Lagerplatz. Truthähne sowohl, als wilde Hühner, giebt es hier sehr viele; erstere aber sind sehr scheu und daher schwer zu erlegen, wenigstens für Europäer, —

die Eingebornen verstehen sich besser darauf. Das Abrupfen und Zubereiten des Thieres war die Sache einer Viertelstunde, ein langer Stock wurde alsdann durch dasselbe gesteckt, mit welchem unsere Führer es eine halbe Stunde lang über dem Feuer hielten und dreheten, und dann den Braten für fertig erklärten, der uns auch so vortrefflich mundete, daß wir ihn bis auf die Knochen verzehrten. Die Nacht hindurch unterhielten wir das Feuer und beim Sonnenaufgang brachen wir wieder auf, um unsere Reise fortzusetzen. Bis dahin hatte der Weg in der schönen Ebene des Hutt-Thales gelegen, nun aber mußten wir das 4—5000' hohe Kimatako-Gebirge übersteigen, um in den Wairarapa District zu kommen. Dies war eine ziemlich schwere Aufgabe für unsere Pferde, und da auch ich, des Reitens nicht gewohnt, müde war, so machten wir nach einer Tour von 20—25 M. schon wieder Halt, und zwar an der Station eines schottischen Farmers, Namens M. Dieser nahm uns auf das Freundlichste auf, und zeigte uns seine Heerden von Hornvieh, die sich auf mehr als 2000 Kühe beliefen; in einem anderen District hat er noch 5000 Schafe. Er ist sehr reich, indem er sein Land noch unmittelbar von den Eingebornen erstand, was jetzt, und schon seit Jahren, nur dem englischen Gouvernement allein erlaubt ist. Er kaufte 200,000 Morgen (acre) zum Preise von 1 Penny für den Acker, während das Gouvernement denselben jetzt nur zu 10 Sch. (3 Thlr. 10 Sgr.) abläßt. — Am folgenden Morgen (den 6.) kamen wir von dieser Station erst um 11 Uhr fort, und obgleich wir den Kumahongo-Fluß, an welchem die Heimath unserer eingebornen Führer lag, noch

hätten erreichen können, so zogen wir es doch vor in einem schlechten, an der Straße gelegenen Wirthshause zu übernachten, und unseren Besuch bei den Eingebornen bis auf den folgenden Tag zu verschieben.

Am Dienstag Morgen um 8 Uhr hielten wir denn nun auch dort unsern Einzug und wurden zu dem Häuptlinge Te Turuokakiti geführt. Derselbe mochte 38 bis 40 Jahre alt sein, war europäisch gekleidet, aber im Gesichte ganz und gar tätowirt; seine Züge hatten einen milden aber festen Ausdruck, und im Ohr trug er, wie fast alle Eingeborne, einen Haifischzahn. Sein Körperbau war schlank, aber stark, sein Haar kraus. Seine Frau, die uns mit einer brennenden Pfeife im Munde entgegen kam, war eins der widerlichsten Frauenzimmer das ich je gesehen; sie war gleichfalls tätowirt, aber nicht so sehr, wie ihr Mann, und ihre Kleidung bestand einzig und allein in einem schmutzigen Hemde. Wir wurden von beiden auf nationale Weise begrüßt, was uns äußerst komisch war, denn dies geschieht auf die Weise, daß die beiden Begrüßenden grinsend ihre Nasen an einander reiben und dabei wie die Bienen summen; je länger dieser Act dauert und je lauter das Gebrumme ist, für um so viel herzlicher gilt die Begrüßung. Wir mußten diese Ceremonie mit sämmtlichen Familienmitgliedern der Reihe nach durchmachen, und wurden dann ins Haus geführt, eine aus Stämmen errichtete, mit Baumrinde und Blättern gedeckte Hütte, welche nur ein einziges Gemach enthielt. Dort wohnt und schläft alles durcheinander; in der Mitte desselben brennt das Feuer. Wir beschenkten den Häuptling mit einer Flasche Cognac, seine Frau mit zwei Thon-

pfeifen und einigen Cigarren, die Kinder mit Spielsachen. Unsere Waffen waren wiederum der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung, und der Häuptling machte uns in Betreff derselben alle möglichen Anerbietungen; er selbst verstand zwar ein wenig Englisch, konnte es aber selbst nicht sprechen, weshalb uns unsere Führer hier als Dolmetscher dienen mußten. Gegen 10 U., nachdem wir uns auf dem Boden ausgeruhet hatten, — denn an Stühle oder Bänke war nicht zu denken, — wurde ein Mahl aufgetragen, bestehend aus Brod, Schinken, Fischen und Kartoffeln. Dasselbe war aber so ekelhaft, daß wir keinen Appetit dazu hatten, allein ein wilder Blick des Häuptlings, den die Führer uns als Zeichen seines Unwillens übersetzten, nöthigte uns dennoch zuzulangen. Wir erhielten hier Messer und Gabeln, nebst Tellern, die aus neuseeländischem Flachs gefertigt waren. Das Kochen wird auf folgende Weise bewerkstelligt. Auf dem in der Mitte der Hütte brennenden Feuer wurden Steine glühend gemacht, und nachdem dies geschehen, ein fußtiefes Loch mit denselben in der Weise ausgefuttet, daß der Boden und die Seiten mit heißen Steinen belegt waren. Diese werden dann mit grünen Blättern bedeckt, und darauf die Fische, das Fleisch und die Kartoffeln gelegt; diese werden dann gleichfalls mit grünen Blättern zugedeckt, und das Ganze endlich so mit Erde überschüttet, daß kein Speisestampf entweichen kann. Auf dieser Erde wird ein Feuer angezündet, und nach einer halben Stunde alles behutsam wieder abgenommen, worauf die Speisen mit zwei Stöcken herausgelangt und auf ein großes Blatt gelegt werden. Sodann wird es den einzelnen Familienmitgliedern

auf den erwähnten Flachstellern zugetheilt, welche es auf dem Boden liegend mit ihren unsaubereren Fingern schnell verzehren. — Nach der Mahlzeit zeigte uns der Häuptling seine großen Kartoffel- und Weizenfelder, seine Schweineherden und seine herrlichen Pferde. Die Eingebornen sind leidenschaftliche Reiter und halten daher ausgezeichnet schöne Pferde, verkaufen aber keine davon, indem sie Preise (150 L. Sterl.) dafür fordern, die jeden Handel unnützlich machen. Selbst die Weiber reiten gerne, und oft erblickt man die Frauen und Töchter der Häuptlinge in Wellington zu Pferde in eleganter europäischer Reitkleidung, gefolgt von einem berittenen Diener. — Darauf gingen, oder vielmehr krochen wir in die Hütten der gewöhnlichen Eingebornen, deren Eingang so niedrig und enge ist, daß man fast auf dem Bauche hineinkriechen muß. Darinnen lagen nun in schönster Eintracht ein halbes Duzend Schweine, eben so viele Hunde, 3 bis 4 Kinder, und in der Mitte brannte das Feuer, dessen Qualm seinen Ausweg nur durch die Thüre findet. Die Kleidung bestand hier nur in schmutzigen weißen oder rothen Decken, die sie sich aber durchaus nicht genierten ganz abzulegen, da es um Mittag sehr heiß wurde. Das Wasser lieben die Eingebornen durchaus nicht, und sind daher alle entsetzlich unsauber; sie wimmeln von Flöhen und Läusen, von denen uns bei diesen Besuchen gleichfalls mehr, als uns lieb war, zu Theil wurden. — Jetzt sind fast alle Eingebornen Christen, meistens Protestanten, einige Stämme sind aber auch katholisch. Seit ihrer Befehrung ist die Vielweiberei unter ihnen abgeschafft und auch das Tättowiren der Kinder hat aufgehört; nur die Mädchen,

aus Furcht daß ihre Lippen im Alter runzelig würden, machen einige Einschnitte in dieselben. Die Frauen spielen bei ihnen eine sehr untergeordnete Rolle und werden sehr schlecht behandelt. Mit 10—12 Jahren sind sie alle verheirathet und müssen dann die schwersten Feldarbeiten verrichten, Holz spalten, Bäume ausrodern u. dgl., während die Männer gar nichts thun, oder auf ihren Pferden herumlungern; so ist es aber nur noch im Inneren der Insel, in den Städten und deren Nähe ist es bei Weitem anders, denn hier ist ihre Lebensweise fast schon ganz europäisch. Selten haben die Eingebornen mehr als 2, höchstens 3 Kinder, die sie, seit sie Christen sind, zärtlich lieben sollen; früher tödteten sie dieselben meistens, namentlich die Mädchen. Ihre Anzahl soll sich, trotz der Fürsorge der Regierung für die Erhaltung dieser Race, leider sehr schnell vermindern. Zu Anfang dieses Jahrhunderts sollen noch etwa 200,000 Eingeborne vorhanden gewesen sein, jetzt leben nur noch etwa 56,000, von welchen 54,000 allein auf die nördliche Insel kommen. Als Ursachen ihrer schnellen Verminderung werden angegeben: die zeitige Verheirathung, geringe Anzahl und ausschweifende Lebensweise der Frauen, deren (in Folge der vorhin erwähnten früheren Sitte, die Mädchen zu tödten,) nur $\frac{3}{4}$ so viele existiren, als Männer vorhanden sind; die vielen kleinen Kriege, die unter ihnen stattfinden; der zu reichliche Genuß der hier in Menge vorhandenen Aale, durch den sie sich verschiedene Krankheiten zuziehen, — und dann endlich das allgemein beobachtete Gesetz, daß, wo der weiße Mann auftritt, der farbige verdrängt wird und zuletzt ganz ausstirbt. Die Maori's besitzen übrigens

viel Intelligenz und Scharfsinn; in Auckland sind Schulen für sie errichtet und es erscheint dort auch eine Zeitung in ihrer Sprache¹; die eigene Sprache kann jeder lesen und schreiben, was mehr ist, als was wir von unseren deutschen Landesleuten rühmen können. — Wohlhabend sind sie alle: eine Heerde Schweine hat jeder, ein Pferd fast alle, Rindvieh nur wenige; Kartoffeln und Getreide bauen sie selbst, andere Bedürfnisse haben sie nicht, und so fällt es ihnen auch nicht ein in die Städte zu gehen und Arbeit zu suchen.

Durch kleine Geschenke hatten wir uns bald das Vertrauen dieser heiteren Leute erworben, und als wir Abschied nahmen, wollte das Nasenreiben und das Gebrumme kein Ende nehmen. Erst um 4 Uhr Abends verließen wir sie, und eine große Anzahl derselben gab uns noch eine Strecke weit zu Pferde das Geleite. — Die Rückreise bot nichts Neues von Bedeutung dar, und am 9. Febr. trafen wir zwar sehr ermüdet, aber wohlbehalten hier in Wellington wieder ein.

Diese Excursion hatte uns so viel Vergnügen gemacht, daß wir am 14. schon eine zweite unternahmen, wiederum zu Pferde, aber ohne Führer; unser Freund, der Major W., der schon auf der Reise von England hierher unser Reisegefährte gewesen war, begleitete uns. Wir kamen abermals durch herrliche Waldungen und fruchtbare Thäler, und bei mancher Farm, mancher Schafheerde und

1. Von derselben liegt ein Blatt vor mir. Es führt den Titel *Karere o Poneke*, erscheint jeden Montag in 4to Format, 4 Seiten mit dreispaltigen Columnen und kostet jährlich 20 Schill. engl. Es ist eigentlich nur ein Anzeigebblatt, keine Zeitung. — C. B.

mancher Heerde Hornvieh, welches durch das beständige Umherlaufen im Freien halb wild geworden ist, passirten wir vorbei. Am 2. Tage langten wir in Kaiwarawara, dem Ziele unseres Ausfluges, an. Es ist dies ein kleines, nur von Eingebornen bewohntes Dorf, reizend in einem Thale gelegen, und von einem Bache durchströmt, welcher in einen an heißen Quellen reichen See mündet. Die Eingebornen sind hier unter der kräftigen und intelligenten Führung ihres Häuptlings Te Wherowhero (d. h. der Rothe) ziemlich in der Cultur vorgeschritten. Sie besitzen herrliche Weizen- und Kartoffelfelder, schöne Heerden von Schweinen und Hornvieh, und ausgezeichnete Pferde. Ihre Hütten sind aber dennoch ebenso elend, wie die ihrer anderen Brüder; es herrscht hier jedoch etwas mehr Keuschheit, da der warme See in der Nähe ist, und sie das Baden darin ebenso sehr lieben, als die anderen Eingebornen das Waschen mit kaltem Wasser verabscheuen. Wir führten uns selbst bei dem Häuptlinge ein, der in seiner etwas ansehnlicheren Hütte ganz gemüthlich nieder gehockt saß und Taback rauchte. Er empfing uns, indem er aufstand, mit dem Zuruf Tenagua d. h. guten Tag, und wir kamen hier ohne Nasenreiben davon, indem er uns nur die Hand zum Schütteln reichte. Dieser Häuptling ist ein kräftiger, 6' hoher Mann, etwa 40—45 J. alt; sein Gesicht ist ganz und gar tätowirt, sein Auge ausdrucksvoll, die Zähne wie Elfenbein; in den Ohren hingen an einem breiten seidenen Bande zwei Haifischzähne, und er war in europäischer Tracht, die aber mehr der eines Tagelöhners als der eines Häuptlings entsprach, gekleidet; seine Wohnung war ebenfalls nur mit grobem europäischen

Hausgeräthe ausgestattet. Da er leidlich englisch sprach, so ging die Unterhaltung mit ihm ganz gut von statten. Seine Frau arbeitete im Felde, seine Tochter Pomare war ausgeritten. — Te Wherowhero spielt unter den Eingebornen eine große Rolle: ihn wollen sie zum Könige wählen, und unter seiner Führung hoffen sie das Joch der Europäer abschütteln zu können. Da man englischer Seits bei dieser Stimmung der Eingebornen den Ausbruch von Feindseligkeiten befürchtet, so sind Truppen von Indien hierher verlangt und ebenso 6 Kriegsschiffe, von denen die Iris neulich schon angekommen ist. Um inzwischen den Eingebornen mehr Respect vor den englischen Waffen einzufößen, hat man denen, die in der Nähe von Wellington und in der Hutt wohnen, die Wirkung der Batterien gezeigt, indem die Iris alle Morgen eine halbe Stunde lang die Kanonen donnern läßt. Die Regierung hofft dadurch wenigstens zu erreichen, daß die der Colonie näher wohnenden Einwohner sich einschüchtern lassen und sich an einem etwaigen Kriege nicht theilnehmen werden.¹ Der Schauplatz würde, falls es losgeht, wahrscheinlich zwischen den Provinzen Wellington und Neu-Plymouth liegen, wo die Eingebornen jetzt schon unter sich im Kriege sind, und bis wohin durch das Dickicht der Wälder noch kaum ein Europäer vordringen kann. — Nachdem wir bei dem Häuptlinge ausgeruhet hatten, führte er uns umher und

1. Diese Absicht wurde auch vollkommen erreicht, denn kaum hatten die Schießübungen einige Tage gedauert, so erschienen hier in W. gegen 800 Maoris, und fragten in großer Bestürzung bei dem hiesigen Superintendenten (d. h. Provinzial-Gouverneur) an, ob es wahr sei, daß die englische Königin befohlen habe sie alle todt zu schießen und ihr Land dann in Besitz zu nehmen.

zeigte uns die Wohnungen und Felder seiner Leute. Wir machten auch einen Spaziergang nach dem warmen See, dessen Umfang nur 2 engl. Meilen beträgt. Welch ein reiches, reges Leben herrschte hier! An den Ufern drängte sich die üppigste Vegetation, Tausende von wilden Enten hatten hier ihren Zufluchtsort gesucht, und die so schönen wilden Hühner (grün und braunröthlich, die Brust weiß, Schnabel und Füße roth,) flogen mit wildem Geschrei nebst den Papageien bei unserer Annäherung davon. Wir ruheten an einem herrlichen Platze aus, wurden aber bald durch das Getrapp von Pferdehufen aufmerksam gemacht, und plötzlich war die Tochter des Häuptlings Pomare, auf ihrem dampfenden Pferde sitzend vor uns. Wir waren alle bei ihrem Anblick auf das höchste erstaunt, denn wir hatten es nicht für möglich gehalten, daß eine Maori so schön sein könne; was wir bis dahin von einheimischen Damen gesehen, hatte uns eben nicht zu hohen Erwartungen berechtigt. Sie war in einem schwarzen europäischen Reitanzuge, auf dem Kopfe trug sie einen gleichfalls schwarzen, aber mit rothen, blauen und bunten Federn geschmückten Hut; ihre Gesichtszüge waren regelmäßig gleich denen einer Europäerin, und nicht durch Tätowirung verunstaltet, ihre Farbe war hellbraun, oder vielmehr gelb, ihr Auge und ihr Haar rabenschwarz und ihr kleiner Mund ließ Zähne wie Elfenbein blicken. „Tenaqua“ rief sie bei ihrer Annäherung, und mit unbeschreiblicher Leichtigkeit war sie vom Pferde. Wir begrüßten sie nun gleichfalls, sie aber packte den Major beim Kopfe, und das Gebrumme und Nasenreiben begann; hernach kamen auch H. und ich an die Reihe. Ich bin überzeugt, daß dies schöne Mäd-

den selbst unter den Europäern einen Mann finden würde, wenn man nur nicht, so zu sagen, den ganzen Stamm mitheirathen müßte. Bei einer Häuptlingstochter nämlich (deren Mitgift, je nach der Bedeutung und dem Reichtume des Stammes, in einer Anzahl von Aekern, einigen hundert Schweinen, in Hunden, Kartoffeln u. dergl. besteht,) quartiert sich gleich nach der Hochzeit der ganze Stamm ein, und wenn das junge Paar denselben nicht zu Todfeinden haben will, so müssen sie denselben auf 1 bis 2 Monate beherbergen und mit Kartoffeln und Speck abfuttern. — Pomare verstand leider kein Englisch, sie blieb aber mit ihrem Vater bei uns. Gegen Sonnenuntergang badeten die Eingebornen in dem warmen See: Greise und Kinder, Männer und Frauen, alles tummelte sich im Wasser durcheinander, und schrie und sang mit den schnatternden Enten um die Wette. Als diese Scene beendet war, aßen wir mit unserem Wirth, folgten aber seiner Einladung unser Nachtlager bei ihm zu nehmen, nicht, sondern ritten im hellen Mondenscheine noch bis zum nächsten Gasthause, welches 15 engl. M. von diesem reizenden Dorfe entfernt ist. — Ich könnte Euch noch viele Bogen über diesen interessanten Ausflug schreiben, allein es fehlt mir an Zeit und Raum dazu. Erwähnen will ich nur noch; daß es außer den schönen Waldgegenden, die ich beschrieben, hier auf Neuseeland auch große Landstrecken giebt, (namentlich hier um Wellington herum,) die nur mit strauchartigen 5 bis 8' hohen Myrtaceen (*Leptospermum scoparium*), neuseeländischem Flachs (*Phormium tenax*) und dem Cabbage-tree oder Rohlbaum (*Cordyline australis*)

Endl.) bedeckt sind. Die Blätter des ersteren geben getrocknet einen sehr guten Thee, dessen Bereitung hier aber gänzlich vernachlässigt ist, weil er, der theueren Arbeitspreise wegen, mit dem chinesischen nicht würde concurriren können. Der Farmer, der mit diesem Gewächs bestandenes Land besitzt, brennt die Gesträuche entweder nieder, oder wenn sie nicht sehr gedrängt stehen, so jagt er sein Hornvieh hinein, welches dieselben bald nieder tritt. Das *Phormium tenax* Forst. ist eine schöne, zur Familie der Liliaceen gehörige Pflanze, die einen großen Umfang erlangt. Ihre Blätter sind 1—2" breit, 6—8' lang und ihre Fasern sind von großer Stärke. Die Eingebornen bedienen sich derselben zur Anfertigung ihrer Kleidung, zu Stricken, Gefäßen und dgl. Leider sind alle bisherigen Versuche dies schöne Flachsb von einem Gummi zu befreien, welcher der Verarbeitung desselben manche Hindernisse in den Weg legt, gescheitert; ohne Zweifel wird dies der Wissenschaft doch noch einmal gelingen und von dem Tage an, wo dies geschieht, wird Neuseeland um einen sehr erheblichen Ausfuhrartikel reicher sein. Die *Dracaena* (oder *Cordyline*) *australis*, der einzige baumartige Gesellschafter der beiden vorigen Pflanzen, erreicht nach meiner Schätzung eine Höhe von 25 — 30'; meistens ist sie ohne Zweige, jedoch hat sie deren auch wohl zwei bis drei und erhält dann vier Kronen, die aus dicken Blätterbüscheln gebildet sind. Die Blätter ähneln denen des *Phormium*, sind aber nur 3' lang und werden zum Flechten von Hüten benutzt, welche besser als die Panamahüte sein sollen; ein Eingeborner soll mitunter (in seiner faulen Weise!) drei

Jahre lang an einem solchen arbeiten, und erhält dann 5 — 7 R. Sterl. dafür. ¹

Was nun unsere Lage hier in Wellington betrifft, so gestaltet sich auch diese immer angenehmer. Durch die angelegentlichste Empfehlung unserer sowohl in England als auch hier sehr geachteten Freundin Miß H., welche die Reise von Europa hierher in dem Aequator mit uns machte, um einige Zeit in diesem milden Himmelsstriche zu leben, sind wir mit allen angesehenen Familien hieselbst in gesellschaftlichen Verkehr gekommen. Zu vielen Dinners, Frühstückspartien und Picnicks sind wir schon eingeladen gewesen; letztere werden zu Pferde unternommen und selbst alle Damen reiten, — ich glaube, daß es hier keine Engländerin giebt, die diese Kunst nicht versteht. — Das Wetter ist hier jetzt herrlich, nicht zu heiß, des Nachts gewöhnlich Regen; doch soll fast wöchentlich ein kleines Erdbeben vorkommen, was ich aber selbst bisher noch nie habe spüren können. Gewitter sind hier selten, vielleicht nur einmal im Jahre, der Wind aber ist bisweilen sehr heftig, und war z. B. vor einigen Tagen so stark, daß er ein leichtes an der Küste liegendes Boot packte, und eine ganze Straße lang fortführte. Die Pfirsiche und Weintrauben sind jetzt reif, aber ebenso wie die Äpfel, entsetzlich theuer. In dem Garten der Mrs. Edwards, der Besitzerin des Boarding house, stehen die Apfelbäume jetzt schon in zweiter Blüthe. Fuchsien (wahrscheinlich *F. excorticata*) bis zu Bäumen von 30' Fuß Höhe

1. Den Gefährten Cooks lieferten die Blätter ein Nahrungsmittel, welches die Stelle des Palmkohls vertrat, — daher der Name dieses Baumes: Cabbage tree. — E. B.

habe ich schon in Menge gesehen; in der Regel sind die Häuser damit so bekleidet, daß nur die Fenster aus dieser Umhüllung hervorglänzen. Viele unserer Zimmerpflanzen trifft man hier frei in den Gärten in üppigster Pracht, die Georginen aber bleiben klein und kümmerlich. Die Trauerweide (*Salix babylonica*) ist vom Cap hier eingeführt. — Conchilien für E. B. habe ich schon in großer Menge gesammelt, es giebt deren am Strande eine unglaubliche Anzahl, denn statt des Sandes trifft man dort nur Muscheln und Schnecken. Dieselben Arten habe ich aber auch im Binnenlande auf Höhen von 2 bis 3000' gefunden, — ein Beweis, wie beträchtlich noch in der gegenwärtigen geologischen Periode die Hebung dieser vulkanischen Insel gewesen sein muß. Petrefacten dagegen kann ich hier durchaus nicht finden. — Deutsche giebt es hier eine Menge; sogar eine reisende deutsche Künstlergesellschaft hat hier kürzlich im Theater Vorstellungen gegeben. — Von unseren Matrosen auf dem Aequator sind schon 6 davongelaufen und mehrere werden ihrem Beispiele noch folgen; man kann es den armen Kerlen auch nicht verdenken, da sie hier auf dem Lande in einer Woche mehr verdienen können, als bei dem Hundeleben auf der See in einem Monat. Dasselbe wird auch von allen englischen Matrosen practisirt, und unser Capitän ist gezwungen seine Leute statt mit 1 £. Sterl. 10 Sch. jetzt mit 7 bis 8 £. Sterl. zu bezahlen. "

1. In der Folge sind, wie ein späterer Brief meldet, dem Capitän noch mehr Matrosen entlaufen, und er hat, um nur wieder in See gehen zu können, zuletzt sogar 12 £. Sterl. monatliche Löhne geben müssen. — E. B.

Den 18. März.

Wir wohnen hier nun in einem kleinen gemieteten Hause und da Dienstboten so sehr kostspielig sind, so wirthschaften wir beide ganz allein, selbst das Einkaufen der Lebensmittel und das Kochen müssen wir besorgen. Erstere sind hier so theuer, daß obgleich wir täglich nur zwei Mahlzeiten halten, die Wirthschaftskosten sich wöchentlich doch auf 13 Rthlr. 10 Sgr. belaufen. ¹

Die Bekanntschaft der Erdbeben habe ich jetzt auch schon gemacht. Als wir am 11. d. Ms. Morgens 9 Uhr beim Frühstück saßen, fing plötzlich der Tisch an zu wackeln und die Teller fielen herunter; es war ein Erdbeben, welches ca. 50 — 60 Secunden dauerte. Die Stöße gingen von S. nach N., das Wetter war schön und heiter, und die Atmosphäre zeigte durchaus keine ungewöhnlichen Erscheinungen. Am Abende und den folgenden Tagen fühlten wir fast alle vier Stunden schwächere Stöße. Ein stärkeres Erdbeben pflegt nur etwa alle 7 Jahre stattzufinden; es gab solche in den J. 1841, 48 und 55, und durch dieselben ist der Erdboden dießseits der Cooksstraße jedesmal um ca. 4' gehoben worden, wobei sehr viel Land durch Trockengelegung des Meeresbodens gewonnen ist. Die schwächeren Stöße hat man hier gern, weil man sie

1. „Der Centner Kartoffeln kostet 3 Rthlr. 10 Sgr., aber sie sind so schön, wie ich sie in Europa niemals gegessen habe; 1 Pfd. Rindfleisch kostet 5 Sgr., Hammel- und Kalbfleisch 7½ Sgr., Butter 13 Sgr., Zwiebeln 7½ Sgr., Thee 1 Rthlr., gebrannter Rassee 15 Sgr., Zucker 5 Sgr., eine sehr schöne milchende Ziege kauften wir für 1 Rthlr.“ — Nach einem späteren Briefe waren die Brod- und Fleischpreise zwar etwas gefallen, die Butter aber auf 20 Sgr. gestiegen und ein Duzend Eier kostete 1 Rthlr. 20 Sgr.

für ein Präservativ gegen die stärkeren, unheilbringenden betrachtet.

Gegenwärtig geht es hier in Wellington sehr lebhaft zu, da seit 14 Tagen eine große Synode von sämtlichen protestantischen Geistlichen Neuseelands unter dem Voritze des Bischofs von Auckland hier abgehalten wird¹;

1. In einer mir vorliegenden Nr. des Wellington Independent (einer wöchentlich 2 Mal in W. erscheinenden Zeitung) vom 19. April sind die an dieser Synode Theil nehmenden Persönlichkeiten in einer Weise kritisiert, wie dies die Censur in keinem deutschen Lande gestatten würde. So heißt es darin z. B. über den präsidirenden Bischof: „Achtung! Stille! erzittert! denn jetzt erhebt sich der gewaltige Georg Augustus Selwyn, Präsident der Synode, Metropolitan-Bischof von Neuseeland, Melanesien und, weiß Gott, von welchen Theilen der Erde außerdem noch. Er ist in der That ein Mann von majestätischem Aussehen, schlau, sein Blick lebhaft, seine Gesichtszüge wohlgebildet, nur etwas zu streng, und mit einem Sinn, welches auf das deutlichste den Characterzug anzeigt, den alle als seinen hervorstechendsten kennen, und welchen seine Freunde Festigkeit, seine Gegner aber — Starrköpfigkeit nennen. Er ist vollkommen Meister in allen Künsten der Beredsamkeit, besitzt eine große Gewalt der Sprache, und ist nie verlegen um einen Ausdruck, wenn auch oft um einen — Beweisgrund. Er betrachtet sich selbst als eine Art von anglicanischem Papste, geboren alles um sich her zu beherrschen, — ausgenommen seine eigene Leidenschaft. Er könnte ganz süßlich zum Porträt eines Groß-Inquisitors sitzen. Beweisgründe zu gebrauchen, dazu läßt er sich selten herab, aber Jemand niederzudonnern versteht er vortreflich. Wenn die Gründe eines Gegners schwer zu widerlegen sind, wird das anmaßende Individuum durch die Bemerkung zermalmt, „daß es unter der Würde seines Amtes sei, von ihm Notiz zu nehmen.“ — Dieser Bischof hat ein Jahreseinkommen von 6000 L. Sterl.; er besitzt ein kleines Schiff, mit dem er jährlich Reisen nach den Südseeinseln unternimmt, von denen er dann eine Anzahl junger Männer (16 bis 30) mit zurückbringt, die auf seine Kosten zwei Jahre lang in Auckland erzogen und dann wieder in die Heimath zurückgeschickt werden. Seine diesjährige Fahrt soll nach Tahiti gehen, und er hat den im folgenden Briefe erwähnten Herrn M. aufgefordert, ihn dahin zu begleiten. — E. B.

es sollen darunter auch 10 bis 15 deutsche Missionare sein. Zwischen den protestantischen und katholischen Missionaren soll es übrigens zu manchen Reibungen, namentlich im Innern der Insel kommen, indem erstere die von den letzteren schon bekehrten Stämme zur protestantischen Kirche hinüber führen wollen, und umgekehrt; in solchen Fällen sollen die Häuptlinge, unwillig über die widerstreitenden christlichen Lehren, schon mehrfach beide Parteien verjagt und das Heidenthum wieder hergestellt haben. Auf der ganzen Insel sind übrigens 13 christliche Kirchen und Secten vertreten, die alle ihre eigenen Gotteshäuser haben.

Gestern waren wir auch im Gerichtshofe, wo ein Eingeborner wegen Diebstahls angeklagt war. Die Scene war sehr interessant, obgleich wir von den Verhandlungen selbst nichts verstanden. Statt eines Advocaten hatten Kläger und Beklagter jeder einen Häuptling zum Vertreter genommen, und diese beiden machten die Sache unter sich aus und setzten die Strafe fest. Der ganze Stamm dieser beiden Häuptlinge war mitgekommen, selbst Weiber und Kinder, und es war ein Geschrei, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte.

Auf einem Besuche in Hutt, wo die Eingebornen sich viel mit dem Fangen der Fische und Aale beschäftigten, betrachteten wir mit vielem Interesse ihre Kanoes; dieselben sind 20—65' lang (in Auckland soll es deren sogar von 80' Länge geben,) und aus einem einzigen Baumstamme gefertigt; das Vordertheil derselben ist sehr künstlich geschnitten und in den größten, welche wir sahen, können 54 Mann Platz finden.

den 14. April.

Am 4. d. M. haben wir abermals einen Ausflug in das Innere unternommen, und zwar diesmal zu Fuße. Unser Begleiter auf dieser Excursion war Hr. M., einer der beiden zu Anfang meines zweiten Briefes (S. 191) erwähnten Naturforscher; er hat Physik, Chemie und Jura studiert, ist hier sehr angesehen, und vom Gouvernement jetzt mit einer wissenschaftlichen Durchforschung der Provinz Wellington beauftragt. — Den friedlichen Charakter der Eingeborenen schon kennend, hatten wir diesmal keine Waffen mitgenommen, fanden aber bald Gelegenheit dies zu bereuen. Denn eine Stunde nach unserer Abreise, bei hellem Mittage, waren aus dem Gefängnisse in Wellington 5 Verbrecher entronnen, nachdem sie den Aufseher ermordet hatten. Dies machte natürlich die Wege unsicher, und man hörte nach einigen Tagen auch überall von Diebstählen, Einbrüchen und Raubanfällen auf offener Landstraße, und obgleich Militair zur Verfolgung ausgeschiedt war, und auf die Habhaftwerdung der Flüchtlinge Preise von 10 und 50 £. Sterl. gesetzt sind, hat man bis jetzt doch nur erst drei derselben wieder eingefangen.

Erst auf dieser Reise hatte ich Gelegenheit die ganze Schönheit der hiesigen Natur recht in Ruhe würdigen zu können, denn auf den beiden früheren Excursionen hatte mich, den ungewohnten Reiter, die Führung meines Pferdes gar sehr in Anspruch genommen, und meine Aufmerksamkeit von den mich umgebenden Dingen abgelenkt. Nun aber konnte ich die herrlichen Niesenbäume, ¹ die schönen Quellen,

1. *Z. B. Dacrydium eupressium* Banks (bis 200' hoch), *Podocarpus dacrydioides* Rich., beide zur Familie der *Taxineen*,

die Bäche, die bunten Vögel mit Ruhe betrachten und bewundern. Wir waren alle bezaubert von den uns umgebenden Naturschönheiten, und M. sagte daß dasjenige, was namentlich Neuseeland vor allen anderen Ländern einen so eigenthümlichen Reiz verleihe, eben das frische Grün sei, mit welchem die Bäume hier immer geschmückt sind; in Neuhollland, in Indien, auf den Südseeinseln verbrenne die Sonneneuige die Blätter der Bäume, welche alsdann mehrere Monate lang kein frisches Grün zeigten. Es war aber auch als befänden wir uns im Frühlinge, und nicht in dem Monate, welcher dem October unserer Heimath entspricht: das Grün zeigte sich in allen möglichen Nüancen, es wechselte vom hellsten bis zum dunkelsten Farbenton.

Abends 6 U. waren wir in Porirua, wir hatten uns für diesen Tag aber ein noch weiteres Ziel gesteckt, und setzten daher trotz der Warnungen der Leute unseren Weg noch fort. Dies hätte uns aber theuer zu stehen kommen können, denn der Weg führt von B. an einer 8 M. langen Bai hin und ist nur zur Ebbezeit allgemein passierbar, bei der Fluth aber nur für Personen, die mit der Vertikalität genau bekannt sind. Bald standen wir denn auch bis über die Kniee im Wasser, als dasselbe aber höher und höher stieg, mußten wir den Rückweg wieder antreten, den wir in der Dunkelheit nur mit genauer Noth fanden. Endlich erreichten wir ein Haus; wir klopfen, man öffnete aber nicht, und auf unsere Frage nach dem Wirthshause hieß es, daß es noch 2 M. weiter sei.

und *Dammara australis* (deren Stamm einen Durchmesser von 30' erlangen soll,) zu den Abietineen gehörig. E. B.

Wir setzten unseren Weg dahin fort, die Leute in jenem Hause aber, welche glaubten, daß wir die oben erwähnten entronnenen Gefangenen wären, verfolgten und ereilten uns, feuerten (aber, wie wir später hörten, nur mit blinden Schüssen) auf uns und banden uns, trotz aller Protestationen, Hände und Füße. Ernsthaften Widerstand leisteten wir nicht, weil wir einsahen, daß dies die Unannehmlichkeit und Gefahr unserer Lage nur noch erhöhen würde, und wir wußten, daß sich das Mißverständniß spätestens am folgenden Tage aufklären müsse. Diese Aufklärung erfolgte aber noch schneller, als wir gedacht hatten, denn wir wurden in das nächste Haus gebracht, und dort war glücklicher Weise ein Sergeant, der Herru M. erkannte. Er bat nun sehr um Entschuldigung wegen dieses Mißverständnisses, „aber, sagte er, Sie sind selbst nicht ohne Schuld daran, denn in diesem Lande reiset man nach Sonnenuntergang nicht mehr, wenigstens nicht zu Fuße; ich muß Sie bitten, dies in Zukunft zu unterlassen.“ Wir ließen uns nun ins Wirthshaus führen, wo uns der Wirth, über so späte Gäste erstaunt, gleichfalls mit Axt und Revolver in den Händen empfing, denn auch er hatte geglaubt es seien die flüchtigen Gefangenen; bei einem früheren ähnlichen Ausbruche war er in der That beraubt worden, indem ein Flüchtling sich seines Schooners bemächtigt hatte und damit nach Nelson entschlüpft war, wo man ihn aber wieder eingefangen hatte.

Am nächsten Morgen gingen wir zur Ebbezeit längs der Bai weiter. In dieser liegen mehrere kleine Inseln, auf denen sich Niederlassungen befinden: zahlreiche, von den Eingebornen geruderte Kanoes belebten diese hübsche

Scene. Nach 4 M. verließen wir den Strand und kamen wieder in den Wald, und sehr allmählig, ohne daß wir es merkten, erstiegen wir einen 3000' hohen Berg. Vom Gipfel desselben hat man, namentlich beim Sonnenuntergange und bei klarem Wetter, — wie wir es trafen, — eine wirklich prachtvolle Aussicht. M. behauptete, eine schönere sei ihm noch in keinem Theile der Erde vorgekommen. Vor uns lag das herrliche Meer, glatt wie ein Spiegel, und blau wie der Himmel; aus seinem Schooße ragte die Insel Kapiti hervor, deren Berge, von der untergehenden Sonne beleuchtet, wie Feuer erglänzten, und noch weiter im fernen Hintergrunde erblickten wir die hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Berge der südlichen Insel Neuseeland; im N. sahen wir bis auf 60—80 engl. M. den Strand entlang, und im N. O. erhoben sich die hohen Bergketten unserer nördlichen Insel; zwischen dem Strande und dem Fuße der Berge lag das fruchtbarste der Thäler, und klein, wie Vögelchen, erschienen darin die Hütten der Eingebornen. Dies Thal, dessen mannigfaltige Scenerie sich uns beim Herabsteigen immer deutlicher und reizender entfaltete, ist das Thal Paikakariki. Wir verlebten hier, wo wir nur einen einzigen Weißen trafen, und zwar einen Engländer, welcher früher in Cambridge Jura studiert hatte, jetzt aber fast selbst schon zum Maori geworden war, zwei Tage sehr gemüthlich unter den Eingebornen. Wir wurden bald gute Freunde mit ihnen, riechen gehörig die Nasen, schenkten ihnen Thonpfeifen und Taback, durchwanderten ihre Maisfelder mit ihnen, verschmeckten die naschenden Papageien, besahen die Viehheerden und tummelten uns mit den Eingebornen auf ihren Pferden umher; neu-

gierig folgten uns die ganz nackten, oder nur mit einem zerrissenen Hemdchen bedeckten Kinder, — kurz, es war ein Leben, als wäre ich plötzlich durch Zauberei in ein Feenland versetzt. — Am Strande hatte ich eine reiche Ausbeute von Conchylien, darunter auch ein freilich nur unvollkommenes Ex. des *Trochus imperialis*, der so selten schön gefunden wird, daß der obengenannte Bischof, Mr. Selwyn, schon alle Eingebornen längs der Cooksstraße hat auffordern lassen, ihm 2 fehlerfreie Exemplare dieser Schnecke zu bringen, die er mit 2 £. Sterl. bezahlen wolle.

Von Paikakariki gingen wir längs des Strandes nach Waikanaï, wo vor 9 Jahren eine Schlacht zwischen den Engländern und Maoris stattgefunden hat. Noch standen die halbverbrannten Hütten dort, noch die Altäre, auf denen die Weißen geschlachtet worden waren; auch zwei etwa 40' hohe Stangen waren dort aufgerichtet und trugen auf ihrer Spitze schreckliche Figuren aus Schnitzwerk. Knochen und Schädel lagen in Masse unter den Muscheln vergraben, die hier zu ganzen kleinen Hügeln aufgehäuft waren. — Von Waikanaï ist der Ueberfahrtsort nach der Insel Kapiti, nach der man von hier in einer Stunde hinüberraufen kann. Es war unsere Absicht gewesen, sie zu besuchen, aber das Meer war uns zu stürmisch und die Kanoes schienen uns zu unsicher, als daß wir ihnen unser Leben hätten anvertrauen mögen. Wir wanderten daher an der Küste weiter nach Otaki, und ergözten uns unterwegs an dem merkwürdigen Muschelfange, den die Tausende und aber Tausende von Seemöwen und Wasservögeln hier am Strande betrieben. Sie holen die-

selben nämlich aus dem Meere, da sie ihnen aber zu hart zum Oeffnen sind, fliegen sie damit ungefähr 100' hoch in die Luft und lassen sie dann fallen, wobei eine der Schalen zerspringt; gleich einem Habicht stürzen sie dann auf diese Beute herab, um sie zu verschlingen. Wir mußten recht herzlich darüber lachen, denn es war zu komisch Tausende von Vögeln immer dieselbe Bewegung ausführen zu sehen. — Wir erreichten den durch fünf Arme sich in das Meer ergießenden Otaki Fluß kurz vor einem prachtvollen Sonnenuntergange, und nachdem wir über den Fluß gesetzt waren, kamen wir zu einem der lieblichsten Plätze, die je mein Fuß betrat. Die vom Otaki durchströmte fruchtbare Ebene ist halbkreisförmig, auf der einen Seite vom Meere, auf der andern von einer sich wild aufthürmenden Masse von Bergen eingeschlossen, auf deren höchsten Gipfeln der von der untergehenden Sonne beleuchtete Schnee feuerroth erglänzt. Ihr Boden ist mit Gras bedeckt, aus welchem Unmassen von Pilzen empor sprossen, und Tausende von 20—30' hohen Palmen (*Areca sapida?*), sowie Hunderte von Akazien, nur 15—25' hoch, aber von einem fabelhaften Umfange, standen vereinzelt darin umher; belebt war sie von Schweinen, Hornvieh und Pferden, die bei unserer Annäherung scheu aufsprangen und davoneilten. — Nach zweistündiger Wanderung durch die Ebene erreichten wir Otaki, die stärkste Niederlassung der Eingebornen in der Provinz Wellington und 55 englische Meilen von der Hauptstadt

1. Der Brieffschreiber hält dieselbe für die bei uns in Töpfen gezogene *A. Lophantha*; diese wächst zwar in Neuholland, — ob aber auch in Neuseeland, habe ich nicht ermitteln können. — E. B.

gelegen. Der Ort ist von englischen Ingenieuren als Stadt angelegt worden, und zwar nach demselben sternförmigen Plane wie unser Neustrelitz: denn von einem Punkte aus blickt man in sämtliche Straßen hinein. Es wohnen hier 800—1000 Eingeborne und 50—60 Weiße, letztere aus einigen Farmern, Händlern und Missionaren bestehend, die alle ebenso gut maorisch als englisch sprechen. Die hiesigen Eingebornen sind äußerst wohlhabend und ziemlich civilisirt; viele tragen alte europäische Kleider und ihre Wohnungen sind etwas sauberer als die, welche wir auf unsern früheren Reisen gesehen hatten. Ihre niedrigen Hütten erhalten namentlich dadurch ein hübscheres Aussehen, daß die äußeren und inneren Wände mit einer Art von Rohr (sie nennen es Toi Toi,) bekleidet sind. Diese Pflanze wächst hier in großen Massen, während wir sie auf unseren anderen Ausflügen immer nur vereinzelt antrafen; es ist ein sehr hübsches, lauges Gras, an Größe dem Phormium tenax gleich, 12—15' hoch, oben mit einem schönen gelben Blütenbüschel geziert, die Blätter sind nur einen halben Zoll breit. Jede Wohnung ist entweder mit Akazien oder mit Pfirsichbäumen eingeschlossen und der Boden mit Mais oder Kartoffeln bepflanzt. Wir gingen natürlich in die Hütten, und ein sehr humoristischer Irländer, ein gewöhnlicher Arbeiter, welcher der Maori-Sprache kundig war, machte unseren Führer und Dolmetscher.

Die interessantesten Besuche, welche wir machten, waren bei den Häuptlingen Martin Tewivi und Tomiona=roperara. Beide haben ihrem Stande und ihrer Macht angemessene Wohnungen, und zwar solche, wie man

sie in Wellington nicht schöner antrifft, ausgestattet mit allem möglichen europäischen Luxus. Rechts und links von dem in einem Garten gelegenen Hause des ersteren befinden sich elende Hütten, in denen die Sklaven wohnen. Vor dem Hause ist eine mit herrlichem Grün bekleidete Veranda, im Vorsaale, dessen Wände aus Rohr geflochten und mit geschnitzten Stäben verziert sind, hängt eine kostbare Lampe. Beim Eintritt in das Empfangszimmer sahen wir den alten Martin auf einem Sopha sitzend; er reichte uns die Hand zum Willkommen, da er indeß kein Englisch sprach, so mußte die Unterhaltung durch unseren Irländer geführt werden. Das Zimmer war höchst geschmackvoll eingerichtet. Reiche Teppiche bedeckten den Boden, grün-saffiane, gepolsterte Stühle, Lehnstühle und Canapés standen um einen Mahagoni-Tisch, auf welchem eine Menge englischer und maorischer Bücher lagen, und ein Schreibzeug nebst verschiedenen anderen zierlichen Dingen standen. Die Wände waren mit Kupferstichen der Königin Victoria, des Prinzen Albert, des Prinzen von Wales und Napoleons I. geschmückt, und außerdem hing dort auch noch des Häuptlings eigenes Portrait in Del gemalt. Auf dem Kamine standen Versteinerungen von dem Taupo See, dem Badeorte der Kranken. Eine junge Sklavin bediente uns mit Äpfeln. Obgleich Martin dies schöne Haus besitzt, so wohnt er doch nicht darin; er kann es in demselben nicht aushalten, sondern lebt in einer schmutzigen Hütte ganz wie die übrigen Eingebornen und nur dort fühlt er sich heimisch. Er hat seinen Ehrgeiz, ein Haus wie die Weißen zu besitzen, befriedigt, und das ist ihm genug. — Tomiona=oroperara ist der Sohn des seiner Zeit

von den Engländern so sehr gefürchteten gleichnamigen Vaters, der so viele Weisse verzehrt haben soll. Er ist ein nicht tättowirter, schöner junger Mann, der in der oben erwähnten Schlacht von Waikanae gefangen und nach England gesendet wurde, wo ihm drei Jahre lang eine sorgfältige Erziehung zu Theil ward. Jetzt zurückgekehrt, beherrscht er seinen Tribus mit vieler Einsicht, und die Weissen hassen ihn, weil er ihnen zu klug ist, und sie mit ihm nicht so umspringen können, wie mit den anderen Häuptlingen. Wir hatten eine lange Unterredung mit ihm. Er erkannte die Mängel seines Volkes und bestrebt sich dasselbe zu civilisiren, — „aber (sagte er,) die Maoris halten sich selbst für das klügste und gescheueteste Volk auf Erden und was ich ihnen auch von England und London erzählen mag, sie glauben es nicht und sagen immer, die weissen Männer hätten mich bezahlt, ihnen dies vorzureden.“ Sein Haus ist noch prachtvoller, als das Martins, eingerichtet, und er bewohnt es auch selbst, seine Familie aber nicht. Wir sahen dort auch ein Delgemälde seines Vaters: ein wildes, dunkelfarbiges Gesicht, ganz und gar tättowirt, sein Flachsmantel mit Albatrossfedern bedeckt, in den Ohren die Haifischzähne; auf der Brust hatte er einen Talisman, einen Götzen vorstellend, in der einen Hand die Streitart, in der anderen die grüne Keule aus Nephrit. Dieser schöne, von den Eingebornen dem Golde an Werth gleichgeschätzte Stein kommt von der südlichen Insel, und manche tragen auch Stücke davon auf der Brust und in den Ohren.

Gegenwärtig herrschte in Otaki ein sehr bewegtes Leben. Die Eingebornen hatten große Volksversammlung, zu welcher 21 angesehene Häuptlinge mit ihrem Gefolge

und Sklaven gekommen waren. Die Königsfrage sollte hier erledigt werden, und da der alte graue Epuni die Würde ausgeschlagen hatte, so wurde Te Wherowhero (S. 201) einstimmig zum Könige ernannt. — Tomiona war so freundlich uns nebst dem Irländer zu einem Mittagsmahle einzuladen, welches alle diese Häuptlinge um 2 Uhr im Wirthshause einnehmen wollten. Wir setzten uns also mit an die Tafel, die ganz auf englische Weise zugerüstet war, und es war mir ein eigenthümliches Gefühl hier so weit vom Heimathlande in dieser merkwürdigen Gesellschaft, von so wilden Gesichtern umgeben zu speisen. Da es bei 50 R. Sterl. verboten ist, den Eingeborenen spirituose Getränke zu verabfolgen, so wurde auch hier nur Wasser getrunken. Es amüßte uns zu sehen, wie anfangs alle Häuptlinge mit Gabeln und Messern zu essen begannen, Salz, Senf und Pfeffer nahmen, nach und nach aber die ungewohnten Werkzeuge bei Seite legten, und bevor die Mahlzeit halb beendigt war, Tomiona allein ausgenommen, alle nur mit den Fingern aßen. Nach Tische um 4 U. hatte sich auf einem freien Platze die ganze Maori-Bevölkerung Otaki's versammelt. Die Weiber der Häuptlinge kamen, ihre Männer zu sehen, und lagen entweder auf dem Rasen oder saßen auf ihren Pferden. Die in Hemden herumhüpfende Jugend veranstaltete einen Tanz; dieser besteht darin, daß sie sich in einer Reihe aufstellen, und Bewegungen mit den Händen und dem rechten Fuße machen, welche der Reihe nach von allen im Tacte gleichmäßig wiederholt werden, wozu entweder einer oder auch der ganze Chor singt. Unser Reisegefährte, Hr. M., um auch seiner Seits etwas zur Unterhaltung bei zu tragen,

zeigte den Häuptlingen die neuseeländischen Holzarten durch sein Mikroskop, und ich hätte Euch wohl gegönnt, Zeugen von ihrer großen Verwunderung darüber zu sein; sie drücken dieselbe durch einen langgezogenen Schrei aus, der so lange währt, als sie den bewunderten Gegenstand vor Augen haben. — Um 5 U. ritten die Häuptlinge davon, gefolgt von ihren gleichfalls berittenen Weibern und männlichen Sclaven, die Sclavinnen aber müssen zu Fuße wandern; auf ihren Märschen sind sie daher nie schnell.

Hier in Otaki ist eine schöne Maori-Kirche aus Holz und Rohr gebauet. Die vier nackten inneren Wände sind im Tättowirungsstyle (wenn ich so sagen darf,) mit Sculpturen bedeckt; der Altar, ein mit einem Gitter umgebener Baumstamm, ist, wie dieses, reich geschnitz. Kein Stuhl, kein Sitz ist hier zu finden, denn die Maoris sitzen nach alter Gewohnheit auf bloßer Erde. Wir besuchten den Maori-Prediger, einen jungen Eingebornen in weißer Binde und schwarzem Rock; er zeigte uns die Schule und das Institut, worin die Kinder zugleich theoretisch und practisch in der Oekonomie unterrichtet werden. Wir besahen auch die noch im Bau begriffene katholische Kirche, die gleichfalls ein schönes Gebäude zu werden verspricht. Eine solche ist hier nöthig, weil die meisten Eingebornen hier Katholiken sind; diese sind zugleich auch große Freunde der *Oui oui*, wie sie die Franzosen nennen.

Wir erfuhren, daß auch ein junger deutscher Arzt Namens Roth (oder Rode, oder Rother), — genau konnten wir den Namen nicht ermitteln, — hier mehrere Jahre unter den Eingebornen, von denen er fast vergöttert wurde, gelebt hat; er war mit einer Maori-Frau verheirathet ge-

wesen und hatte zwei Knaben, war aber leider vor einem Monat beim Durchschwimmen des Rangitiki-Flusses mit seinem Pferde ertrunken. Er wurde allgemein und tief betrauert, aber Niemand wußte uns zu sagen, aus welchem Theile Deutschlands er herstamme.

Am Morgen des 11. traten wir unsere Rückreise wieder an, mit Ausnahme des Herrn M., der in Otaki zurückblieb, um von da aus noch einen weiteren Ausflug zu machen. Wir schlugen denselben Weg ein, auf welchem wir gekommen waren, und der Irländer begleitete uns bis Wellington. Mit den vielen Annehmlichkeiten unserer Reise, von denen ich Euch unterhalten, waren aber auch manche Unbequemlichkeiten verknüpft, namentlich peinigten mich und H. Moskitos, Sandfliegen und Flöhe auf eine unbarmherzige Weise, während M. ganz von ihnen verschont blieb, was auch bei den Eingebornen der Fall sein soll. Herr M. versicherte uns, daß diese Thiere hier bei weitem nicht so giftig seien, als in Australien (Neuholland?) und Indien.“

(Bevor wir F. R. s weiterer Erzählung folgen, möge es mir erlaubt sein hier einige Einschaltungen aus einigen englischen Briefen des in Otaki zurückgebliebenen Herrn M. zu machen, die an F. R. gerichtet und von diesem uns mitgetheilt sind. Derselbe schreibt am 28. April aus Wanganui:)

„Die Hauptursachen meines Zurückbleibens in O. waren einige interessante Ereignisse unter den Eingebornen, nämlich ein Begräbniß, eine Trauung, welcher natürlich ein Hochzeitmahl folgte, und eine abermalige, von ihrem Könige in Vorschlag gebrachte Versammlung; überhaupt wollte ich von diesem merkwürdigen Völkchen gern noch

mehr kennen lernen. Die Trauung wurde von dem Maori-Prediger in der Kirche zu Otaki verrichtet; sie geschah ganz einfach nach unserem englischen Ritual, nur daß dasselbe in die Maori-Sprache übersetzt war. Es war aber interessant zu sehen, wie aufmerksam die Anwesenden, etwa 200 Leute, — Männer, Weiber und Kinder, — bei dieser Ceremonie waren: alle schweigsam und ernst, aber sehr aufmerksam auf die Response antwortend. Es war nur eine einzige Brantjungfer vorhanden, und dies arme Mädchen war eine der am wenigsten von der Natur begünstigten ihres Geschlechts. Ob sie wirklich so sehr von der nahe bevorstehenden Trennung von der Braut ergriffen war, oder ob sie an die geringe Wahrscheinlichkeit dachte, selbst hier einmal die Stelle derselben einzunehmen, muß ich unentschieden lassen: nur so viel weiß ich, daß sie während der ganzen Ceremonie nichts weiter that, als zu schluchzen und zu weinen, wovon ihr lilienweißer Shawl bald die deutlichsten Spuren an sich trug. Der Bräutigam war ein gutes Exemplar eines Maori, wohlgekleidet und von vielem Anstande. Die Braut war ein schlanke, hübsches, wollhaariges Wesen, welches diese Gelegenheit benutzte, um mit einer erstaunenswerthen Menge von Unterröcken zu prangen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß es die Sitte fashionabler Maori-Damen ist, an Festtagen anfänglich ihren ganzen Vorrath von Unterkleidern zu tragen; sich dann gelegentlich zurückziehend, entfernen sie dieselben nach und nach, und überraschen und erfreuen so ihre Freundinnen durch die verschiedenen Farben und Muster, die sie zum Vorschein bringen können. Nach der Trauung unternahm der Bräutigam einen Ritt in den

Wald, um nach seinen Heerden zu blicken und ich sah an diesem Tage nichts weiter von ihm; die Braut aber spazierte mit so vielem Gleichmuth umher, als sei das Heirathen für sie eine ganz alltägliche Sache. — Bei dem Hochzeitsmahle, welches in einem einige 30' langen Zelte stattfand, hockten in Partien von je 40 etwa 200 Personen an der Tafel (einem Brette von der Länge des Zeltes,) nieder, auf welcher Haufen von schön gebackenem Brode, Körbe mit dämpfenden Kartoffeln und kleine Schälchen mit heißem Wasser und Zucker (was ihren Thee vorstellt!) in regelmäßigen Zwischenräumen aufgestellt waren; außerdem wurde noch eine sehr geringe Quantität von gekochtem Schweinefleisch herumgereicht, was (wie ich glaube,) für eine große Delicatesse galt. Was mich hier am meisten in Erstaunen setzte, war, daß die ehrenwerthen Personen, die ihre Mahlzeit beendet hatten, sich dann noch vor ihrem Weggange die Taschen, die Hosentaschen, — kurz, jedes paßliche und unpaßliche Behältniß, voller Speisen stopften. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß weder Bier, noch Wein, noch andere Spirituosen zum Vorschein kamen, eben so wenig als Messer, Gabeln und Löffel; Zähne, Finger und die Schälchen verrichteten die ganze Arbeit.“

Wanganui den 18. Mai.

„In meinem letzten Briefe berichtete ich noch über Dtaki; ich will jetzt versuchen, Sie mit mir nach Wanganui zu führen. Der Weg von D. nach Manawata geht am Strande entlang, und gleicht dem von Paikakariki und Waikanai nach Dtaki; man hat aber zwei sehr hinderliche Flüsse zu überschreiten, nämlich den Waikawa und Ohau.

Die Entfernung beträgt 21 M., dieselben Conchylien liegen am Ufer, ähnliche Sandhügel und Manuka-Bäume trennen den fruchtbaren Landstrich vom Meere. An der Mündung des Manawata sind die Bergreihen bis auf 40 oder 50 M. zurückgetreten, und sanft undulirende Ebenen erstrecken sich von ihrem Fuße bis zu den Dünen. Der Fluß selbst ist tief und bei hohem Wasserstande breit; an seiner Mündung befindet sich ein gutes Wirthshaus und eine Fähre. Etwa 40 M. aufwärts am Flusse entlang ist der Boden gutes Weideland, und darin liegen Stellen verstreuet, die auszurufen scheinen: „beackere mich und ich will dir guten Lohn geben.“ Die eingebornen Anwohner des Flusses waren versammelt, indem sie hofften den Gouverneur oder Mr. Mac Lean hier zu treffen, in der Absicht diesen ihr Land zu verkaufen.¹ Da ich hier wenig fand, was mich hätte interessiren können, so beeilte ich mich zum 15 M. entfernten Rangitikei zu kommen. Diesem Flusse folgte ich 16 M. aufwärts und begab mich dann nach dem etwa 32 M. von seiner Mündung entfernten Turukina, wo ich 3 Tage blieb. Von hier bis zum Flusse Wangaika und von diesem nach Wanganui ist bereits eine schöne Kunststraße angelegt. Die Entfernung beträgt 14 M. und Brücken über beide Flüsse sind jetzt im Bau begriffen. Obgleich der gerade Weg von Wellington hierher nur 120 M. beträgt, so habe ich jetzt auf meinen Umwegen schon ungefähr 240 M. zurückgelegt. Für die dabei erduldeten Mühseligkeiten fühle ich mich hinreichend durch die wichtigen Sammlungen belohnt, welche ich auf

1. Von dieser Angelegenheit folgt S. 226 noch mehr. — E. B.

dieser Reise gemacht habe, und ich hoffe dadurch auch noch einige neue Beiträge zu den bereits bekannten Hülfsmitteln der Provinz geben zu können.

Nun noch einiges von meinem Aufenthalt in Wanganui, denn wollte ich Alles berichten, was ich gesehen und gehört, so könnte ich ein ganzes Buch schreiben. Gleich bei meiner Ankunft daselbst traf ich mit Hrn. Mac Lean, einem Regierungsbeamten zusammen, welcher vor der Ankunft des Gouverneurs Unterhandlungen mit den Eingebornen über den Ankauf der Waitotara-Ländereien anknüpfen sollte. Da wir uns gegenseitig zusagten, schlossen wir uns, so lange er hier verweilte, näher an einander an, und da er die Maori-Sprache ganz vortrefflich spricht, so war seine Gesellschaft für mich ebenso nützlich, als angenehm. Von ihm erfuhr ich folgende den Ankauf der Ländereien betreffende Thatsachen:

Vor ungefähr 6 Jahren wurde von den Eingebornen zu Taiporohenni (zwischen hier und Taranaki gelegen,) ein großes 130' langes und 40' tiefes Gebäude errichtet, in welchem die umwohnenden Stämme eine Versammlung hielten. Bei dieser Gelegenheit schwuren sie (und zwar geschah der Eid in der Weise, daß eine Streitart von Hand zu Hand herumgereicht wurde,) niemals ihr Land an die Europäer zu verkaufen. Die Art der Eidesleistung war ein Symbol, um zu bezeichnen, was auf den Bruch dieses Schwurs erfolgen sollte. — Dies also ist der Ursprung der furchtbaren Landassociation (Landleague), welche den Ankauf bedeutender Ländereien durch die Regierung in diesem Theile der Insel bis heute verhindert hat. Denn bald nach der Ablegung dieses Eides bot ein gewisser

Matwiri sein Land zum Kauf an, aber — er wurde erschossen. Andere, die seinem Beispiele folgten, hatten ein gleiches Schicksal. Der Mörder konnte man in keinem Falle habhaft werden. Ich berichte dies damit Sie sehen, wie wenig die Ausiedler im Allgemeinen von den die Eingebornen betreffenden Angelegenheiten kennen. Sie verlangten mit vielem Geschrei die Regierung solle Land kaufen; diese war auch sehr darum bemühet, es ins Werk zu richten, — aber wie konnte das geschehen? Noch unlängst kam ein Eingeborner und bot sein Land zum Verkauf an, „aber, — sagte er, — ihr kennet das Schicksal derer, die dies vor mir gethan haben, — wollt ihr mich vor der Ermordung schützen?“ Was konnte man ihm antworten? die traurige Wahrheit ist, daß die Regierung auch nicht die geringste Macht besitzt, im Inneren des Landes einen Eingebornen oder einen Europäer zu beschützen! — Sie werden hieraus ersehen, daß der oben erwähnte Versuch die Waitotara-Ländereien anzukaufen, ein Experiment ist, ob es gelingen wird die Taiporohennigique zu sprengen; denn kommt der Ankauf zu Stande, ohne daß in Folge dessen Maori-Blut vergossen wird, so ist es mit derselben vorbei, und der Erwerbung größerer Districte steht dann kein Hinderniß mehr im Wege. Ein Theil des Waitotara-Stammes ist natürlich gegen den beabsichtigten Handel; glücklicher Weise befinden sie sich aber in der Minorität und müssen, falls sie nicht von anderen Stämmen Beistand empfangen, sich ruhig verhalten. Gegenwärtig sind die Landmesser dabei beschäftigt, die Gränzlinie festzustellen. — Ohne Zweifel werden die Wellingtoner Zeitungen Sie hinreichend von allen die

Ankunft und Abreise, das Lever und Diner des Gouverneurs betreffenden Einzelheiten unterrichtet haben. Unmöglich aber können sie, — ebensowenig wie ich es vermag, — Ihnen ein anschauliches Bild von der Zusammenkunft der Eingeborenen mit Hrn. Mac Lean, um mit diesem über den Kauf und ihre anderen Angelegenheiten zu verhandeln, gegeben haben. Es waren deren etwa 4—500 hier versammelt. Der Landcommissionär (Hr. M. Lean) saß, und etwa 70 Europäer standen zu seinen Seiten. Ein großer kreisförmiger Raum war für die Maori = Redner frei gelassen. Der diesem Handel und überhaupt den Europäern geneigte Patiki = Stamm saß auf der einen Seite dieses Raumes, auf der andern die dieser Angelegenheit gleichfalls günstigen Waitotaras, und zwischen beiden die Opponenten unter den letzteren, etwa 20 an der Zahl. Ihr elegantes, obgleich wildes, Benehmen, ihre malerische Art öffentlich zu reden, die Aufregung, das gelegentliche Emporheben der Streitart und des Speeres, die Zurechtweisungen, die unbändigen Sprechern erteilt wurden, endlich die ruhige und würdevolle Antwort, welche Hr. Mac Lean ihnen erteilte, der sie alle zufrieden fortgehen ließ, mit Ausnahme der Opponenten, für die er aber auch ein freundliches Wort und guten Rath hatte, — dies Alles vermag ich nicht ausführlicher zu schildern. Die am nächsten Morgen erfolgende Auszahlung des Handgeldes von 500 £. Sterl. war wieder eine im höchsten Grade interessante Scene, und ich sah niemals eine erregtere oder malerischere. Der Gesang, der dabei als Solo und Chor vorgetragen wurde, war ohne Zweifel ein so schönes Stück natürlicher Musik, als nur gedacht

werden konnte. Ich habe mir die Melodie und den Text gemerkt, der Inhalt des letzteren läßt sich in dem Gedanken zusammen fassen: „Wir wurden in diesem Lande geboren, wir lebten darin als Kinder und Männer, und jetzt, da wir es verkauft haben, nehmen wir Abschied von ihm“, worauf dann der Chor einfiel: „Lebe wohl, du schönes Land u. s. w.“ —

(So weit die Auszüge aus den Briefen des Herrn M.)

Wellington den 25. Mai.

Hier in Wellington giebt es eine Menge von Familien, die bei ihrem Vermögen in England gar keine Rolle spielen würden, weil dasselbe nicht hinreicht, den Aufwand, der dort von ihrer Stellung erwartet wird, zu bestreiten. Hier aber sind diese Leute grade die besten Colonisten, welche mit die erste Rolle spielen, indem ihr Geld ausreicht eine hübsche Besitzung zu kaufen, und Wagen und Pferde zu halten. Daher giebt es hier namentlich viele aus dem Dienste getretene Officiere, denen das Gouvernement aber auch bei ihrer Einwanderung ein Geschenk von 1000 Aekern à 10 Schill. macht, oder ein kleineres Stück Land in der Stadt zum Werthe von 500 L. Sterl. — Die Einwanderung hierher steigert sich sehr, und das hat auch seine guten Gründe. Denn jeder Arbeitsmann, jeder Handwerker kommt hier gut fort, und erwirbt sich binnen Kurzem eine unabhängige Stellung. Unter den oben (S. 207) erwähnten vom „Aequator“ entlaufenen Matrosen befindet sich ein Maler, ein Schuhmacher und ein Zimmermann. Diese Leute legen jeder Netto 1. L. 10 Schil. bis 2 L. Sterl. (also 10 — 13 Thlr.) zu-

rück, die sie uns jeden Sonnabend zur Aufbewahrung auszählen. Sie erhalten von ihren Meistern einen Wochenlohn von 2 £. Sterl. bei einer täglichen Arbeitszeit von nur 8 Stunden; ihr Lebensunterhalt kostet ihnen 1 £. Sterl. auf die Woche, und diesen verdienen sie durch andere Arbeiten in ihren Freistunden. Das Klima ist hier gut und äußerst gesund, Abgaben giebt es, directe wenigstens, keinerlei Art, und außerdem hat man hier das Recht frei zu denken und zu sprechen. Arbeit findet jeder, der will, und es liegt an ihm, wenn er nicht fortkommt. Jene schwedischen Matrosen verstanden bei ihrer Ankunft kein Wort Englisch; jetzt geht es damit schon ganz leidlich, und da sie thätig und sparsam sind, haben sie Aussicht in einem Jahre 5—600 Thlr. zu erübrigen. Wären diese Verhältnisse in meinem Vaterlande bekannt, so würde mancher junge Mann davon Nutzen ziehen können; denn obgleich die Reise hierher 200 Thlr. kostet, so sind diese doch vor Ablauf eines Jahres schon wieder gewonnen.¹ Wie lange muß sich in Deutschland nicht ein armer Handwerksgefell quälen, bevor er auch nur 100 Thlr. zurücklegen kann! Handwerker werden hier am besten bezahlt, namentlich Tischler, Zimmerleute, Schneider, Glaser, Maler, Schuhmacher, Sattler, auch Köche. Tagelöhner können wöchentlich selten mehr als 15—20 Sch. (also 5

1. Nach den in Nr. 1326 des Wellington Independent abgedruckten Bedingungen der Einwanderungscommission der Provinz Wellington zahlen der erwachsene Einwanderer 20 £. Sterl., Kinder von 1—12 Jahren 10 £. Sterl. und unter 1 J. gar nichts für die Ueberfahrt von England nach Neuseeland, und erhalten dann von der Regierung bei ihrer Ankunft für den vierten Theil dieses Geldes Land umsonst, wobei der Acker zu 10 Schill. gerechnet wird. C. B.

bis $6\frac{2}{3}$ Thlr.) zurücklegen, dies aber hat durchaus keine Schwierigkeiten. Natürlich versteht es sich von selbst, daß es nüchterne, ordentliche und fleißige Leute sein müssen. Der verheirathete Tagelöhner ist hier aber oft besser daran, als der einzelne Handwerker, zumal wenn die Frau einigermaßen wirthschaftlich und thätig ist; denn während der Mann außer dem Hause arbeitet, kann die Frau durch Tagelohn eben so viel, wie er, verdienen, oder auch durch Waschen, indem sie für ein Duzend Stücke mindestens 1 Thlr. erhält. Auch kann ein solches junges verheirathetes Paar zu einem Farmer ins Innere ziehen, der ihnen außer freier Station jährlich 50 bis 80 £. Sterl. zahlt. — Für junge Leute aus vornehmeren Familien ist dies aber durchaus kein Land, denn für sie findet sich hier keine Beschäftigung, wenn sie nicht etwa Farmer werden wollen; dann aber müssen sie wenigstens 600 £. Sterl. mit herüber bringen.

Mit baarem Gelde ist hier noch unendlich viel zu machen; 10 % sind das Wenigste, was man von einem sicher angelegten Capital erhält, und Jemand, der die hiesigen Verhältnisse genauer kennt, macht sicherlich 20 bis 25 % daraus. H. und ich haben beschlossen jährlich eine kleine Summe in Schafen anzulegen. Man übergiebt dieselben einem Farmer, der für sie Sorge trägt, und dafür $\frac{1}{3}$ der Lämmer und der Wolle erhält. Kauft man dann noch jährlich einige dazu, so hat man bald, da die Vermehrung sich hier auf 100—125 % beläuft, eine ansehnliche Heerde. Dies thun in der Regel die hiesigen Kaufleute für jedes ihrer Kinder, die, wenn sie 20 Jahre alt sind, dann Heerden von 5 bis 10,000 Schaaßen erhalten.

Die Abende sind jetzt schon recht lang, denn um 5 U. geht die Sonne unter und um 7¼ U. erhebt sie sich wieder. Die Tage sind hier im Winter um eine Stunde länger, als in der Heimath, im Sommer dafür aber auch um eben so viel kürzer. Das Wetter ist sehr schön und keineswegs dem deutschen November ähnlich. Die Fuchsien vor dem Hause blühen so üppig, die Akazie steht so frisch da, und alle Bäume, mit Ausnahme der Obstbäume, sind in ihr grünes Gewand gekleidet. Es regnet wohl einen oder zwei Tage heftig und wehet stark dazu, dann aber folgen wieder mehrere warme Sommertage, die unbeschreiblich schön sind: der Himmel ist vom herrlichsten Blau, und der Sonnenuntergang, der meistens eine Windstille mit sich bringt, giebt dem Meere und den Bergen ein ganz prachtvolles Colorit. Von einer so schönen Natur umgeben sollte man sich kaum je unglücklich fühlen können!

In der letzten Zeit hatten wir hier in der Stadt viel Leben. Der Gouverneur Browne war hier und hat Land von den Eingebornen gekauft. Dieselben Distrikte, die wir kürzlich durchwandert hatten, das friedliche Thal Paikakariki ist in den Besitz der Regierung übergegangen. Die Eingebornen, mit denen wir damals verkehrten, sind schon nicht mehr dort, — mit ihren Familien, mit Hab und Gut sind sie nach dem Norden zu den warmen Seen gezogen. In einem einzigen Jahre schon wird dies Land in den Händen der Weißen sich schnell verändern, und es freuet mich daher doppelt, es noch in seinem Urzustande gesehen zu haben.

Vielleicht haben folgende statistische und politische Notizen einiges Interesse für Euch: Die nördliche Insel

zerfällt in 4 Provinzen: Auckland, Hakes Bay, New Plymouth und Wellington, — die südliche in Nelson, Canterbury und Otago. Die Anzahl der Colonisten betrug im J. 1857 (excl. des Militairs) 49,738, im J. 1858 aber schon 59,303 Seelen. Der Viehstand der Colonie belief sich im J.

1857	1858
auf 1,051,374	1,523,316 Schafe
106,502	137,188 St. Rindvieh
10,589	14,912 Pferde. ¹

Von den 70 (?) Millionen Morgen (acre) Land, welche das Areal Neuseelands ausmachen, und von denen mindestens die Hälfte cultivirbar ist, waren bis Ende des J. 1858 nur erst 140,946 zu Getreide-, Mais- und Kartoffelfeldern umgewandelt und 235,468 waren eingezäunt (fenced). — In Auckland ist der Sitz des von der Königin ernannten General-Gouverneurs (jetzt S. Excell. der Colonel Thomas Gore Browne) und seiner Minister, jede Provinz aber hat ihren Superintendenten nebst zwei Ministern, die vom Volke erwählt werden. Kein Gesetz, welches vom Provinzial-Gouvernement erlassen wird, hat Gültigkeit, bevor es vom General-Gouverneur bestätigt ist. Nun giebt es hier zwei Parteien von denen die eine, und zwar die größere sogenannte radicale gegen, die kleinere, constitutionelle aber für das General-Gouvernement ist, und daher sind aus ersterer fast sämmtliche Provinzial-

1. Um diese Zahlen besser würdigen zu können, mögen folgende zur Vergleichung dienen: Mecklenburg ist 296 — 300 □ M. groß (Neuseeland c. 3000) und enthält ungefähr 650,000 Ew. Der Viehstand wurde im J. 1857 geschätzt auf 1,418,000 Schafe, 317,500 St. Rindvieh und 98,200 Pferde. E. B.

Superintendenten gewählt, ausgenommen in Nelson und Canterbury. Dies hat eine Menge Streitigkeiten zur Folge, indem die auf das General-Gouvernement eifersüchtigen Provinzialverwaltungen sich mit diesem fortwährend in den Haaren liegen. Jede der beiden Parteien hat ihre Zeitungen (in Wellington allein erscheinen deren drei) und darin greifen sie einander fast täglich auf die unverschämteste Weise an. Dieser Eifersüchteleien wegen, da namentlich auch der hiesige Superintendent ein Gegner des General-Gouverneurs ist, wurde dieser bei seinem Besuche hierselbst nur sehr kühl empfangen. Die Farmer haben ihn besser aufgenommen, die Eingeborenen aber bewiesen ihm die größte Ehrfurcht und drängten sich den Kovanah (wie sie ihn nennen,) zu sehen. Mehrere Hunderte derselben waren zu Pferde in der Stadt und ebenso viele zu Fuße, namentlich Weiber. Es war ein prächtiger Anblick, diese alten tätowirten Gestalten auf den Pferden mit Speeren oder Streitärten in der Hand zu sehen, — ebenso auch die Damen im halb europäischen Reitanzug, wie z. B. in langem Sammetkleide, aber baarhäuptig und mit der Thonpfeife im Munde.

Oben erwähnte ich gelegentlich der warmen Seen, — über diese daher noch einige nähere Angaben. Fast alle Eingeborene, oder doch wenigstens die einigermaßen wohlhabenderen, besuchen jährlich die heißen Bäder am Taupo-See, der ungefähr 80 M. von Otaki, also 135 M. von hier entfernt ist. Der Weg dorthin ist aber bis jetzt noch nicht zu Pferde gangbar, und die wenigen Europäer, die ihn besuchen, müssen sich einem Zuge der Eingeborenen dahin anschließen, da man die Dörfer vieler sehr un-

civilisirter und den Weißen feindlicher Stämme passiren muß. Der See mit seiner Menge von heißen Springquellen soll ein köstlicher Punct sein; einer dieser Geyser soll einen Wasserstrahl von 10' Durchmesser und 60' Höhe werfen. Alles, was man in dies Wasser legt, bedeckt sich schnell mit Incrustationen, bei Martin Te-Wivi in Otaki (S. 218) sahen wir eine Menge von solchen Gegenständen, Pflanzen, Muscheln, Kunstproducte u. dgl. Das Gouvernement hat beschlossen einen Weg dahin zu bahnen, und dann wird man schon mehr von diesem bis jetzt ziemlich unbekanntem See erfahren, wenn dies nicht inzwischen schon durch den Reisebericht des Dr. Hochstetter geschehen wird, der, wie die neuesten Auckland Zeitungen melden, diesem See einen Besuch gemacht hat. Auch in der Provinz Auckland giebt es eine große Menge solcher heißen Seen! ¹

Nun noch einige Züge zur näheren Charakteristik der Eingebornen. Eigennützig sind sie alle in hohem Grade und thun nichts umsonst. Ich glaube, wenn ein Maori Jemand vom Ertrinken retten könnte, er würde erst mit ihm über den Preis dafür accordiren. Doch kann man sie sich leicht mit den kleinsten Geschenken zu Freunden machen. Als wir von Paikakariki zurückkehrten überholte uns unterwegs in einem Cabriolet sitzend der alte Epuni, ein angesehenener Häuptling, der in der Hutt lebt. Er war von einem Knaben und 10 berittenen Sclaven begleitet

1. Ueber zwei derselben, den Tarawara und Koto-mabana-See liegt mir ein Bericht in dem Wellington Independent vom 20. Mai vor; das siedend heiße Wasser derselben bildet kieselige Incrustationen und scheint auch schwefelhaltig zu sein. E B.

und kehrte von einer Hochzeit zu Waikanae zurück. Unser Irländer wurde mit ihm Handels eins, daß er dessen Felleisen für einen Preis von $1\frac{1}{2}$ Sch. 10 M. weit in das Gasthaus, wohin wir gingen, bringen sollte. Dort angelangt, fanden wir den Häuptling noch vor; wir aßen zu Mittag und der Irländer forderte ihn auf, daran Theil zu nehmen. Er war dazu bereit, wenn wir ihn frei halten wollten; dazu hatten wir aber keine Lust, zumal da er sehr reich sein und ein Vermögen von 10,000 £. Sterl. besitzen soll. Der Irländer fing darauf an, die Speisen gewaltig zu loben, während Epuni dabei saß und uns gierig jeden Bissen in den Mund zählte. Endlich stand er auf, legte einen Schilling auf den Tisch und sagte zu dem Irländer, er wolle ihm diesen geben und auch seine Bagage noch 4 M. weiter befördern, wenn dieser die Mahlzeit für ihn bezahlen wolle. Diese Scene machte einen peinlichen Eindruck auf mich, und ich bedauerte den alten Greis, der einst einer der mächtigsten Häuptlinge Neuseelands war, dem noch vor Kurzem die Königswürde angeboten war, die er aber ausgeschlagen hatte (S. 220), und der nun in dem Lande, in welchem er frei geboren war und das einst sein Eigenthum gewesen war, sich so vor dem weißen Manne erniedrigen mußte. Er ist übrigens einer der ärgsten Kannibalen gewesen und seiner Menschenschlächtereien wegen in den Annalen Neuseelands berüchtigt; seit langen Jahren jedoch ein warmer Freund der Weißen, soll er in den neueren Kriegen Hunderten derselben das Leben gerettet haben, wofür er von der Regierung eine jährliche Leibrente von 50 £. Sterl. erhält. Durch zwei Gläser Bier, die wir ihm gaben, wurde er leider

etwas betrunken, so daß er beim Fortfahren statt um eine Ecke zu biegen, ins Meer gerieth; der Wagen schlug um und Epuni trug eine Wunde am Kopfe davon. Wir wuschen ihm das Blut ab, und seit dieser Zeit hat er eine große Freundschaft für uns, besucht uns dann und wann in W., und ladet uns stets ein doch auch ihm einen Gegenbesuch zu machen. Nach den Maori-Gesetzen hätten wir übrigens, wie er sagte, den Tod verdient, denn jeder, der den Kopf eines Häuptlings, — es sei, aus welchem Grunde es wolle, — berühre, müsse sterben. — Auch noch einen andern berüchtigten Menschenschlächter, Namens Pairuruck, lernten wir gelegentlich kennen. Er war im Dienste von Tomiona-o-roperaras Vater (S. 218), auf dessen Befehl er mehr als 500 feindliche Maoris getödtet haben soll. Das Schrecklichste, was man von ihm berichtet, ist die im J. 1850 vorgefallene Abschachtung eines jungen Mädchens, die seine Sclavin war, und wovon mehrere Europäer Augenzeugen waren, ohne es verhindern zu können. Er sandte die Unglückliche aus, selbst Holz zu ihrer Zubereitung zu sammeln, und nachdem dies geschehen, erstach er sie und trank ihr warmes Blut. Jetzt ist er Protestant, aber dennoch ein Schrecken der Kinder, und die Mütter bedienen sich seines Namens, um ihre kleinen Schreihälse zum Stillschweigen zu bringen.

Merkwürdig ist es, wie die Maoris den Handel betreiben. Sobald sie mit ihren Schweinen, Fischen, Kartoffeln oder Flachs in die Stadt gekommen sind, so halten sie erst ihre Mahlzeit und lassen sich darin durchaus nicht stören, es mögen auch Käufer in Menge kommen. Um 11 Uhr sind sie fertig, und wenn sie dann nicht den Preis für

ihre Waaren erhalten, den sie sich selbst gesetzt haben, so nehmen sie lieber alles wieder mit zurück, als daß sie im Geringsten von ihrer Forderung abließen. Gegen 2 Uhr versammeln sie sich in der Regel an einem bestimmten Orte, und ihrer 30 bis 40, Weiber und Kinder mit eingerechnet, gehen dann unter der Anführung des Häuptlings in die Läden um ihre Einkäufe zu machen, z. B. eine wollene Decke. Sie lassen sich dann deren etwa 50 zeigen, jedes einzelne Stück wird genau geprüft und von jedem gesehen; der Häuptling wählt endlich den Gegenstand aus und dann geht das Dingen um den Preis los. Ist man schließlich darüber eins geworden, dann gehen sie ab und begeben sich in einen anderen Laden, wo sich dieselbe Scene wiederholt, und aus allen diesen behandelten Stücken wählen sie denn zuletzt dasjenige aus, welches ihnen am preiswürdigsten erscheint. Eine wahre Geduldsprobe für die Kaufleute!

Der Friede zwischen den Eingeborenen ist jetzt zur Freude der ganzen Provinz wieder hergestellt. Der Kriegsschauplatz war nur 30 M. von Otaki gewesen und dies ist von hier nur 55 M. entfernt. Auch die Aussicht auf einen Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den Maoris und den Ansiedlern scheint jetzt gänzlich beseitigt zu sein. ¹

1. Aus einem späteren Briefe vom 27. Juni nur noch folgende Notizen: „Dr. Hochstetter ist von seiner Reise in das Innere der Insel nach Auckland zurückgekehrt, reich beladen mit naturhistorischen Schätzen, und sehr befriedigt von den natürlichen Reichthümern der Insel. Ein Photograph hat ihn begleitet und 60 der schönsten Ansichten aufgenommen. Dr. H. wird nun noch die Goldfelder im äußersten Norden der Insel besuchen und dann nach Wien zurückkehren. — Die Goldfelder in Nelson haben in den 3 ersten Monaten dieses Jahres eine Ausbente von 6500 £. Sterl. geliefert; es fehlt hier nur noch an Arbeitern, von denen jeder täglich im Durchschnitt 15 Schill. verdienen soll. — In Nelson sind kürzlich 12 Frösche (Kröten?) importirt und in Auckland werden 300 Sperlinge aus England erwartet!“ Von diesen letzteren merkwürdigen Einfuhrartikeln ist schon mehrfach in den europäischen Zeitungen die Rede gewesen. E. B.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Archiv der Freunde des Vereins Naturgeschichte in Mecklenburg](#)

Jahr/Year: 1859

Band/Volume: [13 1859](#)

Autor(en)/Author(s): Krull F. A.

Artikel/Article: [10. Briefe aus Neuseeland. 185-238](#)